

KAISER FERDINAND DER ZWEITE

---

Carl Ludewig

STORAGE-ITEM  
MAIN - LPC

LP9-F21A  
U.B.C. LIBRARY

DB 65.75  
L 8

# THE LIBRARY



THE UNIVERSITY OF  
BRITISH COLUMBIA







Kaiser Ferdinand II.



# KAISER FERDINAND DER ZWEITE.

## I.

Ein Lebensbild zur religiösen Erbauung

nach

den bedeutendsten Geschichtswerken bearbeitet

von

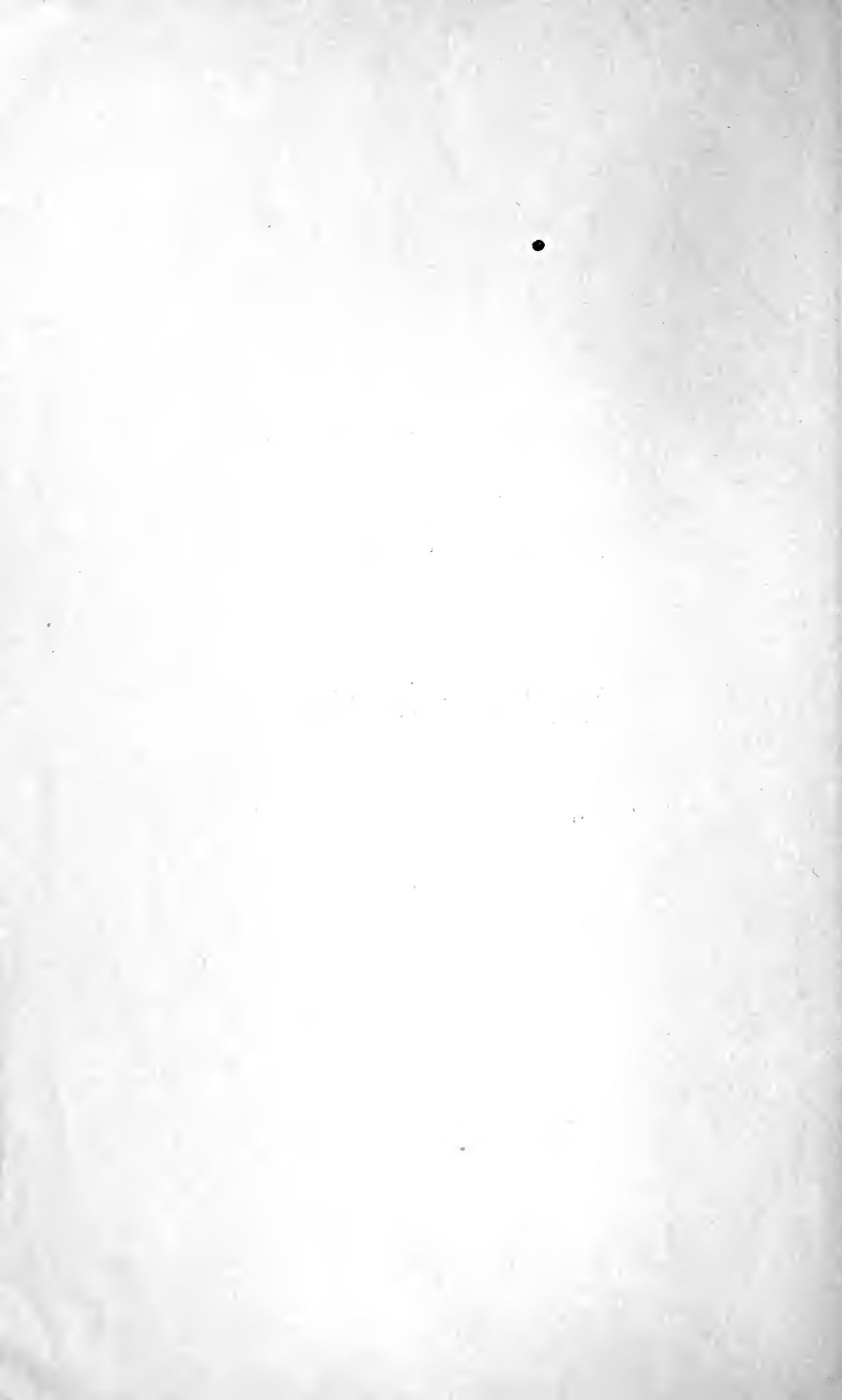
**Carl Ludewig S. J.**

Mit Erlaubnis der Ordensoberen und des Fürsterzb. Ordinariates  
von Gran.



PRESSBURG.

1897.



# Vorwort.

**E**ch zweifle nicht, dass Ferdinand einst nicht nur in den österreichischen Landen, sonder in der ganzen Welt unter den Heiligen Gottes um seine Fürbitte angerufen wird“ — dieses Wort des Fürsten Eggenberg, der lange Jahre der treue und erste Minister Ferdinands II. war, kommt uns in Erinnerung, wo in unseren Tagen von Magnaten des Marianischen Königreiches Ungarn derselbe Gedanke angeregt wurde. Aber selbst in dem Falle, dass die Verwirklichung dieses Wunsches noch lange Zeit sich hinauszöge, ist und bleibt Kaiser Ferdinand II. in all seinem Denken und Thun, in seinen Grundsätzen, in seinen Absichten, in seinen Arbeiten, in seinen Kämpfen, in seinen Leiden ein herrliches, seltenes Vorbild für den katholischen Mann, sowohl für den katholischen Fürsten und Edelmann, wie für den Mann des Volkes. Es ist daher der Zweck dieser Schrift, die Augen der katholischen Männerwelt, besonders der österreichisch-ungarischen Monarchie wieder auf jenen heiligmässigen Kaiser und König hinzulenken, dem sie in der Vergangenheit so Vieles, ja ihren ganzen katholischen Glauben verdanken, und von dem sie in der Gegenwart und für die Zukunft manche und wichtige Lehren empfangen können. Zunächst ist allerdings diese Schrift als Sonderabdruck einer Reihe von Artikeln entstanden, welche für Marianische Sodalen geschrieben, und in der „Sodalen Correspondenz“ (Wien, Verlg. Austria) herausgegeben wurden. Durch eine kurze Überarbeitung und Ergänzung jener Artikel wurden dieselben weiteren Kreisen zugänglich gemacht,



wie ja auch Ferdinand II. als Marianischer Sodale nicht blos den Mitgliedern der Sodalität, sondern weithin über die Grenzen derselben durch sein Tugendbeispiel allen voranleuchtet. Schon im ersten Jahre nach seinem Tode (1637) hat sein Beichtvater P. Lamormain S. J. die Tugenden des verstorbenen Kaisers Ferdinand in einer kleinen lateinischen Schrift veröffentlicht; aber da der Lebenslauf des Kaisers damals allen hinreichend bekannt war, fügte er keine weitere Lebensbeschreibung hinzu. Ein Uebersetzung dieser lateinischen Schrift P. Lamormains „Die Tugenden Ferdinands II.,“ soll den zweiten Theil dieser unserer Bearbeitung bilden; Lamormains Schrift wird durch unseren ersten Theil, die Lebensskizze Ferdinands, eine *historisch übersichtliche Grundlage* finden und an Klarheit und Bedeutung gewinnen, doch so, dass beide Theile auch für sich allein verständlich und zweckdienlich sind. Denn Ziel und Zweck dieser Arbeit ist *die religiöse Erbauung*, welche nicht fehlen kann, wo das Bild eines so erhabenen, tugendhaften Monarchen unseren Augen vorgeführt wird. Es wurden daher die Stellen der angeführten Citate aus den verschiedenen Geschichtswerken und Quellen nicht näher im Einzelnen angegeben, obwohl es dennoch unser Bestreben war, diese Lebensskizze auf streng historischer Grundlage zu entwerfen, und das Bild des edlen Habsburger-Kaisers nur aus begründeten, historisch feststehenden Thatsachen zusammenzustellen.

Benutzt wurden bei dieser Arbeit ausser *Hurter*, dem eigentlichen Geschichtsschreiber Ferdinands, die bedeutensten Geschichtswerke über diese Zeit, besonders folgende: Weiss, Katona, Socher, Schmidl, Palatini regni Hungar. die Annalen von Ingolstadt, Peinlich, Buss, Steinhuber, Weiser, Bermann u. s. w.; die Glichés der Bilder wurden durch die Güte der „Sodalen-Correspondenz“ resp. mit Einwilligung der k. u. k. Staatsdruckerei und des k. u. k. Kunsthistor. Museum in Wien zu unserer Verfügung gestellt, wofür allen der beste Dank ausgesprochen sei. Ausserdem erklären wir noch, dass wir bezüglich des übernatürlichen Charakters mancher Begebenheiten das volle Urtheil der Autorität der Kirche anheimstellen.

So möge denn dieses Büchlein das Andenken eines Kaisers wieder auffrischen, von dem mit gleichem Recht gesagt werden darf, was Melancton von Karl V. dem Grosseheim Ferdinands II. schrieb: „Nenne mir einen König, den die Umstände nicht verändert hätten. Einzig bei diesem hat die Gunst der Geschieke es

nicht vermocht, nachtheilig auf sein Benehmen einzuwirken. Keine Begierde, keine Regung des Hochmuthes, oder der Grausamkeit lässt sich an ihm wahrnehmen. Sein Leben ist voll der ehrenhaftesten Beispiele der Enthaltbarkeit, der Selbstbeherrschung, der Mässigkeit. Die Erinnerung an den Kaiser gereicht mir zur Freude. Wen würde ein solcher Einklang der schönsten Tugenden, und zwar von einem solchen Fürsten, nicht entzücken.“

Möge das Andenken des Kaisers Ferdinand II. nicht bloss unsere Bewunderung und unser Entzücken erregen, sondern *auch zur eifrigen Nachahmung* seines Beispieles anspornen.

Pressburg, am Feste der Mutter vom guten Rath. 1897.

**Der Verfasser.**

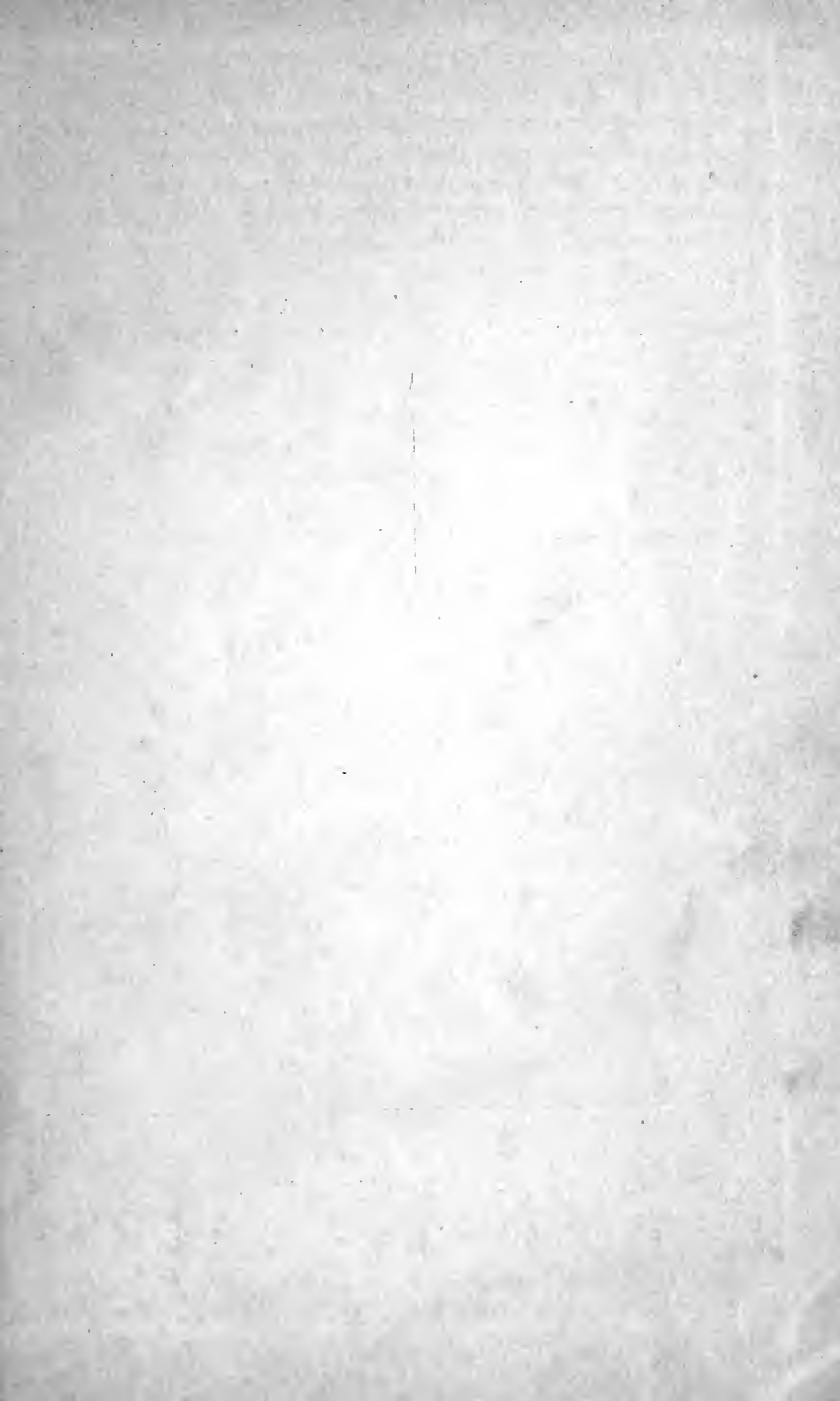


## Inhalts-Verzeichniss.

1. Die erlauchten Eltern Ferdinands II . . . . .	1
2. Erzherzog Ferdinands Jugend . . . . .	13
3. Studienjahre in Ingolstadt . . . . .	17
4. Einfluss der Mutter während der Studienjahre . . . . .	25
5. Ferdinand übernimmt die Regierung in Innerösterreich . . . . .	29
6. Gründung der Marianischen Congregation der Akademiker in Graz . .	32
7. Das katholische Reformationswerk in Innerösterreich . . . . .	37
8. Weitere Hilfen bei dem katholischen Reformationswerk . . . . .	40
9. Ferdinands äussere Thätigkeit. Tod seiner Mutter 1608 . . . . .	44
10. Ferdinand vereinigt die Länder des Hauses Habsburg. Tod seiner Gemahlin	51
11. Belagerung Wiens. Die Kaiserwahl . . . . .	55
12. Wien abermals belagert. Rückeroberung Böhmens . . . . .	60
13. Wiederherstellung des Katholicismus in Österreich und Böhmen . . .	65
14. Ferdinands Thätigkeit in Ungarn . . . . .	72
15. Die Marianische Congregation in Ungarn . . . . .	88
16. Kaiser Ferdinands Walten in Deutschland . . . . .	84
17. Herrschertugenden . . . . .	97
18. Aus Kaiser Ferdinands Privatleben . . . . .	102
19. Gottseliges Ende des Kaisers Ferdinand . . . . .	109









Erzherzog Karl,  
der Vater Ferdinands II.

## 1.

### Die erlauchten Eltern Ferdinands II.

Die Geschichte des Kaisers Ferdinand II. zeigt, wie kaum eine andere, den sichtbaren Schutz des Allmächtigen über die erlauchte Dynastie Habsburg und deren angestammten Länder. Zugleich bietet sie so ausserordentliche Züge eines festen Gottvertrauens, eines rastlosen Eifers für Gottes Ehre und eines kindlichen Mariencultus, dass Ferdinand schon zu Lebzeiten bei Freunden und Feinden wegen seiner Tugend ein Gegenstand der Verehrung war, und wie ein Heiliger betrachtet wurde. Es ist daher nicht bloss eine Sache der Pietät, sondern auch von grossem Nutzen, sein Andenken wieder ins Gedächtniss zu rufen und sein Bild den Katholiken als Muster wieder vor Augen zu stellen, zumal in unseren Tagen, wo der Indifferentismus und der Unglaube eine solche Verbreitung leider gefunden hat.

Lernen wir zunächst seine hohen Eltern etwas näher kennen, da nächst Gott und seiner Gnade doch die Eltern es sind, welchen das Kind ebenso sein physisches Dasein, wie seine moralische Vollkommenheit verdankt.

Die Eltern des Erzherzogs und späteren Kaisers Ferdinand II. waren Erzherzog Karl von Steiermark und Erzherzogin Maria, geborene Herzogin von Baiern. Erzherzog Karl war der jüngste Sohn des Kaisers Ferdinand I.; er erhielt nach dem Tode seines Vaters die Länder Innerösterreichs (Steiermark, Kärnthen, Krain) und nahm seine Residenz in Graz (1564—1590). Das Erbe, welches er antrat, war durch die schonende Milde und grosse Nachsicht seines Vaters Ferdinands I. vielfach dem Protestantismus anheimgefallen. Nicht bloss ein grosser Theil des Adels und der Städte war der Kirche entfremdet, sondern Graz, die Residenz selbst, war zum festen Sitze der neuen Lehre mit protestantischen Kirchen und Lehranstalten gemacht worden. „Beim Regierungsantritt des Erzherzogs Karl — so schreibt der Protestant Dr. Krones in seiner



Geschichte Österreichs — gab es in Graz unter 15.000 Bürgern kaum mehr, als 200 Katholiken, den Hof eingeschlossen.“ Dazu kam, dass der junge Erzherzog fortwährend die drohenden Einfälle der Türken in seine Lande zu gewärtigen und jede Hilfeleistung von Seiten der Protestanten durch Bewilligung ihrer Gegenforderung, hauptsächlich auf religiösem Gebiete, zu entschädigen hatte. Selbst in seiner unmittelbaren Umgebung, in den Hofkreisen, waren die meisten in die neue Lehre verstrickt; so geschah es, dass dieselben, falls sie Dienstes halber ihren Herrn und Regenten zur katholischen Kirche begleiteten, selbst in die Kirche nicht eintraten, sondern draussen blieben und die Rückkehr ihres Herrn erwarteten. Unter solchen Schwierigkeiten für einen echt katholischen Herrscher ergriff der junge Erzherzog die Zügel der Regierung und bot durch sein ganzes Auftreten ein seltenes Beispiel von christlicher Tugend, von Milde zugleich und Festigkeit, von Glaubenstreue und Eifer für die Sache Gottes und der Religion. Einige Züge aus seinem Leben mögen dies bestätigen und zugleich den Hintergrund jenes Bildes bilden, das wir von seinem Sohne Ferdinand entwerfen wollen.

#### Z ü g e a u s d e m P r i v a t l e b e n E r z h e r z o g K a r l s .

Vor allem zeichnete den Erzherzog Karl eine grosse Frömmigkeit aus; er hatte dieselbe, wie die Geschichtsschreiber sagen, von seinem Vater Ferdinand I. geerbt, dem der berühmte päpstliche Legat und Cardinal *Commendone* öffentlich auf dem Concil von Trient nachrühmte: „*Wenn des Kaisers Frömmigkeit auf alle Reichsfürsten vertheilt würde, dürfte jeder noch einen guten Theil erhalten.*“ Erzherzog Karl schämte sich seiner religiösen Gesinnung nicht; ob er mit Geschäften überhäuft war, ob er auf Reisen sich befand oder infolge seiner schwachen Gesundheit kränkelte, kein Tag brach an, den er nicht durch Anhören der heiligen Messe begonnen und geheiligt hätte; und oft bemerkte man ihn ausserdem in seinem Gemache allein, auf den Knien unter Thränen zu Gott beten. Jederzeit wohnte er an Feiertagen der Predigt bei, und niemals entzog er sich feierlichen Processionen. Schon von früher Jugend an pflegte er stets die Kirche mit den Worten zu betreten, die ihm sein ganzes Leben hindurch so geläufig waren: *In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum* (In deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist!); ein herrliches Zeichen seines innigen

Glaubens und lebendigen Gottvertrauens. — Was die Reinheit seines Herzens angeht, so könnten wir darauf einen Schluss ziehen aus den Gesetzen, die er als Regent gegen unehrbares Reden und gegen Gotteslästerungen erliess; aber wir haben viel augenfälligere Zeugnisse. Karl stand noch in seinen Jugendjahren, als es sich eines Tages ereignete, dass ein Taschenkünstler den jungen Erzherzog und seine Umgebung durch unanständige Schwänke zu ergötzen glaubte. Anfangs strafte der Erzherzog ihn durch einen scharfen Blick der Missbilligung; dann aber gab er demselben sogar durch eine Ohrfeige zu verstehen, dass er an ungeziemenden Dingen kein Wohlgefallen habe. Darum stand der Erzherzog auch *allgemein im schönsten Rufe sittlicher Reinheit und Mässigkeit*. Und einer unbescholtenen Jugend folgte ein echt christliches, tugendhaftes, verdienstvolles Mannesalter.

Karl war in den ersten Jahren seiner Regierung noch nicht vermählt. Zwar wurde schon noch zu Lebzeiten seines Vaters Ferdinand von einer Verbindung mit der Königin Elisabeth von England gesprochen; auch der ältere Bruder und spätere Kaiser Max II. förderte diesen Plan. Als aber der Abgesandte Elisabeths, Graf Leicester, mit dem Antrage hervorkam, der Erzherzog Karl möge seine Religion ändern, erhielt er von diesem selbst sofort die entschiedene Antwort: „*Wie möget Ihr ein solches Ansinnen an mich zu stellen wagen, der erste meines Geschlechtes zu werden, der eine Religion, in der meine Vorfahren so lange gelebt haben, und neben welcher ich keine andere kenne, so schmähsch aufgäbe?*“ Dadurch war natürlich jede weitere Unterhandlung abgebrochen. Die göttliche Vorsehung fügte es ganz anders: am 26. August 1571 feierte Erzherzog Karl in Wien seine Vermählung mit der *Herzogin Maria von Bayern*, der Schwester des regierenden Herzogs Wilhelm, und bald darauf, anfangs September, erfolgte der feierliche Einzug des jungen Regentenpaares in ihre Residenzstadt Graz. Diese Verbindung war ebenso glücklich, wie bedeutungsvoll, ja *providentiell für das Herrscherhaus Habsburg und Gesamt-Österreich*. Denn, wie Hurter\*) treffend bemerkt, die Gemahlin des Erzherzogs, Maria von Bayern, besass so ausserordentliche Gaben des Geistes und des Herzens und verband mit

---

\*) Hurter, „*Erzherzogin Maria, Bild einer christlichen Fürstin*“. Dieses Werk kann allen christlichen Eltern höherer Stände, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen liegt, bestens empfohlen werden.

einer seltenen Frömmigkeit eine so seltene Energie, dass sie nicht nur ihrem Gemahl in dem begonnenen Werke der Gegenreformation eine Hauptstütze war, sondern auch durch eine *echt religiöse, ritterliche Erziehung ihres Sohnes, des späteren Kaisers Ferdinand II.*, der alle Erbländer des Hauses Oesterreich-Habsburg in seiner Hand wieder vereinigte, *die Wiederherstellung und Befestigung des Katholicismus in Gesamt-Oesterreich* anbahnte. Dazu kam, dass die religiöse Gesinnung des Erzherzogs vollends derjenigen seiner Gemahlin entsprach, die mit kindlich treuem Gemüthe und mit der lebendigsten Ueberzeugung der katholischen Kirche und der katholischen Sache sich hingab. Diese Harmonie in der Familie des Erzherzogs, getragen und vollendet vom religiösen Geiste, verbürgte nicht bloss den Segen des Himmels im Innern der Familie des Erzherzogs, sondern auch das Gedeihen eines Werkes, zu dem die göttliche Vorsehung zum Wohle für ganz Oesterreich gerade die Familie des Erzherzogs Karl berufen hatte.

#### Z ü g e a u s d e m ö f f e n t l i c h e n L e b e n .

Erzherzog Karl gilt in der Geschichte als derjenige, der in Oesterreich dem Protestantismus gegenüber das *Werk der Gegenreformation* begonnen und seinem Sohne Ferdinand die Wege bereitet hat, um es durchzuführen und zu vollenden. Er war ebenso sehr wie seine Gemahlin Maria von der Ueberzeugung durchdrungen, dass es für einen katholischen Regenten, für eine katholische Fürstin zu wenig sei, nur im Privatleben und im Familienkreis katholisch zu sein, zu denken und zu handeln, ohne die Sache der katholischen Kirche im ganzen Lande zu fördern und seine Unterthanen in der wahren Religion zu erhalten; er hielt es sogar für „*sein vornehmstes Augenmerk*“, die katholische Religion in seinen Ländern zu erhalten.

Dazu fühlte er sich in seinem Gewissen ebenso verpflichtet, wie auch berechtigt. Dieses Recht gab ihm nicht allein die Religion selbst, sondern auch der im Reiche vielfach geltende Grundsatz: *Cujus regio, ejus religio*, d. h. der Landesfürst bestimmt die Religion. Nach diesem Grundsätze wurden Millionen von ihren protestantischen Fürsten gezwungen, den katholischen Glauben aufzugeben; umsomehr musste es den katholischen Fürsten erlaubt sein, die katholische Religion in ihren Staaten zu erhalten und jeder Neuerung entgegenzutreten.



Aber hier hatte der Erzherzog allerdings mit gewaltigem Widerspruch von Seiten der Protestanten zu kämpfen, die sogar öffentlich im Landtage ihm zu drohen wagten, selbst mit dem „Merkzeichen göttlichen Zornes“, womit sie auf manche unglückliche Ereignisse im Lande hinwiesen. Aber der junge Regent liess sich durch jene sogenannten „Merkzeichen“ nicht schrecken und blieb fest. Er erkannte eben nur zu bald, „dass in den Bestrebungen der protestantischen Fürsten für das Evangelium — wie Dr. Krones gesteht — auch das *Ankämpfen wider die landesfürstliche Gewalt und ihre Massregeln* sich berge“; er erkannte, dass die Katholiken die sicherste Stütze seines Thrones seien. Um daher die katholische Sache zu stützen, hatte Erzherzog Karl, noch nicht dreissig Jahre alt und noch unvermählt, den Muth, die Jesuiten in seine Residenz zu rufen, zum Entsetzen der Neuerer. Er that dies, indem er an den Pater Rector des Wiener Hauses die herrlichen Worte schrieb, die eine treffliche Characteristik sowohl der Persönlichkeit des Erzherzogs selbst, als seiner äusserst schwierigen Lage sind. „*Fastenpredigten dürfen bei mir umsoweniger unterbleiben, — so schreibt er —, als Verführer alles anwenden, die wenigen Treugebliebenen zu gewinnen, die letzte Spur des katholischen Glaubens zu vertilgen. Solchem Uebel zu wehren, ist jetzt mein vornehmstes Augenmerk. Von Euerer Gesellschaft erwarte ich hiezu die kräftigste Unterstützung.*“

Als dann im Jahre 1571 die Erzherzogin Maria ihren Einzug in Graz gehalten, erliess Karl für die Hofhaltung seiner Gemahlin die strengste Vorschrift, nur katholisches Personal in Dienst zu nehmen, und suchte auch auf diese Weise im Verein mit seiner Gemahlin die katholische Sache zu heben. Im kommenden Jahre 1572 sah Graz wieder eine *Frohnleichnam-Procession*, zum erstenmale nach dreissig Jahren.“

Im Jahre 1573 übergab der Erzherzog den Jesuiten die Besorgung der katholischen Stadtschule, an der „bald zweihundert Schüler sich einfanden, eine bedeutende Errungenschaft der katholischen Kirche“, wie Krones sagt. Es war ja in Graz so weit gekommen, dass der Stadtrath auf den Besuch katholischer Kirchen eine Strafe setzte und die Bürger beredete, den Schülern der Jesuiten keine Herberge zu geben, sowie auch den katholischen Handwerkern Arbeit und Aufnahme zu verweigern.

Ja der Erzherzog selbst sah sich gezwungen, im Vertrage zu Bruck 1578, den Prädicanten das Predigen in 4 Städten un-

gehindert zu gestatten, um Hilfe gegen die Türken zu erhalten. Lange hatte sich der Landesherr geweigert, Zugeständnisse zu machen. Da ward ein eigenes Mittel angewandt, seinen Widerstand zu brechen. Staubbedeckt musste von der Grenze der Oberst v. Auersberg daherreiten und angstvoll verkünden, schleunige Hilfe sei dringend nöthig; die Gefahr vor den Türken sei auf's Höchste gestiegen. Der Erzherzog erklärte in Erwägung dessen, allerdings betrogen, zu dem erwähnten Zugeständnisse sich bereit, aber mit dem Beisatz: „doch dass ihr das Lästern und Schmähren von den Kanzeln abstellet.“ Ausserdem gab der Erzherzog *nie* seine Unterschrift: „Ich habe euch mein Wort gegeben; darauf dürft ihr euch verlassen“; auch strich er vor ihren Augen eigenhändig die Stelle, dass er sich verpflichte „für alle seine Erben und Nachkommen“; Nur für seine Person und seine Regierung solle die Bewilligung gelten.

Alles dies trug von selbst dazu bei, dass der Regent seine Sorge um die katholische Sache verdoppelte, und auch die Katholiken ihre Anstrengungen erhöhten. Die Jesuiten zögerten nicht, alsbald unter der studierenden Jugend von Graz eine ähnliche Congregation einzuführen, wie sie kürzlich in Italien gegründet war. Es war dies die *Marianische Congregation*, welche in den wenigen Jahren ihres Daseins die glänzendsten Erfolge nicht bloss in Rom, sondern in allen Städten, wohin dieselbe von Rom aus sich verbreitete, aufzuweisen hatte.

Auch in Graz nahm die Congregation einen so überraschenden Aufschwung, dass dieselbe auf das Verwenden des Erzherzogs Karl bereits im Jahre 1582 in Rom eine *besondere, päpstliche Bestätigung* erhielt. Allerdings trug diese Congrégation nicht den Namen „Marianische“, aber in der Sache war wohl kein Unterschied. Es ist diess dadurch erklärlich, dass überhaupt die lobende Anerkennung und Bestätigung der Grazer Congregation von Rom aus noch zwei Jahre früher erfolgte, als die grosse Bulle Gregors XIII. „Omnipotentis Dei“ vom Jahre 1584 erschien; worin die canonische Errichtung Marianischer Congregationen für Studierende auf dem ganzen Erdkreis durch deren Aggregation an die Congregatio Primaria in Rom sanctioniert wurde.

Der Erzherzog war durch die Erfolge der Congregation so erfreut, dass er nicht säumte, persönlich derselben sich anzuschliessen. So ist es gekommen, dass Erzherzog Karl nicht selten als der *erste Marianische Sodale aus dem Hause Habsburg* be-

zeichnet wird, wobei allerdings nicht an die 1584 errichtete Marianische Congregation im strengeren Sinne zu denken ist.

Wie ernst der Landesfürst die Sache nahm, ersieht man leicht aus den Worten des Protestanten Krones, dass *„der von der Gesellschaft Jesu gepflegte Mariencultus immer entschiedener als Einigungsmittel gegen das Lutherthum von höchster Stelle aus gefördert wurde“*.

Die Sodalen von Graz standen auch bald in solchem Ansehen und solchem Rufe der Tugend und Frömmigkeit, dass *„kein Katholik sterben wollte ohne den Beistand eines Marianischen Sodalen“*.

Die wichtigste Massregel jedoch, welche Karl zur Befestigung der katholischen Religion traf, war die *Gründung der Grazer Universität* im Jahre 1586; und hätte er nichts anderes gethan, so hätte er schon dadurch allein sich sowohl den Dank der Katholiken für immer gesichert, als auch hinreichend seinen Scharfblick in der Wahl der rechten Mittel bewiesen. Der Erzherzog übergab die neue Universität den Jesuiten, damit sie „mit ihren moralischen und geistigen Mitteln die Sache des Katholicismus förderten“.

So suchte der Regent auf jede Weise das Werk der Gegenreformation consequent weiterzuführen; er entfernte allmählig die Protestanten aus den Hofchargen; er verwies viele Prediger des Landes und liess Tausende protestantischer Schriften zusammensuchen und verbrennen.

Er verbot heimliche Zusammenkünfte des Rathes und der Bürgerschaft, und drohte mit Strafen; als solche Conventikel dennoch veranstaltet wurden, erklärte der Erzherzog: *„Unmöglich könne er ihr Treiben für Religion, er müsse es für lautere Rebellion halten.“* Dem Regenten wurde zur vollen Überzeugung, was ihm einst sein Schwager Herzog Wilhelm von Baiern bemerkt hatte: *„Unter dem Vorwande der Religion erlaubten sich die Unkatholischen alle Übergriffe im Politischen.“* Da ein grosser Theil des Adels das Vorgehen der Protestanten unterstützte, so liess er dem Adel im Jahre 1580 eröffnen, *„ihre Handlungsweise ziele dahin, dem Fürsten Krone und Scepter zu entwinden.“* In gleichem Sinne schrieb er seinem Bruder, dem Erzherzog in Tirol: *„Es sei von seinen unkatholischen Vasallen nicht bloss auf Austilgung der katholischen Religion, sondern nicht minder auf Beseitigung des schuldigen Gehorsams in weltlichen Sachen*

abgesehen.“ Kraft landesfürstlicher Macht gebot er daher, dass in allen seinen Landen „einzig die alte, wahre katholische Religion solle geübt werden;“ aus Gnade duldete er einige Prädicanten „echt“ augsburgischer Confession für gewisse Stände. Da trotzdem die Unzufriedenheit und Unruhen fort dauerten, sprach der milde Erzherzog das scharfe, aber wahre Wort: „Leute eurer Partei haben meinen Vater (Ferdinand I.) verlockt; wollt ihr den Sohn ebenfalls verlocken? Die Gefahren meines Vaters sind mir zur Lehre geworden. Ich weiss, wie bitter er es bereuete, euch nachgegeben zu haben. Erwartet von mir keine Zugeständnisse mehr, die auch mich gereuen könnten.“ Endlich sah sich denn auch der Erzherzog in Folge der Gewaltthaten des Adels und der Protestanten gezwungen, zu ernsten Massregeln zu greifen; er liess Bethäuser beseitigen, die ihm zum Hohne an seine Kammerstädte waren angebaut worden; er verbot, Kinder katholischer Eltern in unkatholische Schulen zu schicken; er wies aus den Städten seiner Kammer die eigenmächtig eingeführten Prädicanten aus; er gab seinem nicht-katholischen Oberhofmeister den Abschied, und stellte einen katholischen Edelmann an, und gab strenge Weisung, wo immer möglich den Landeshauptmann, den Vicedom, die verschiedenen Räthe, den Leibarzt und andere Angestellte aus Katholiken zu wählen. Bei all diesen durchaus gerechten Anordnungen liess jedoch der Regent stets die Ausführung mit Milde vornehmen. „Könnte ich — sagte er — der Gerechtigkeit unbeschadet, selbst dem Schlechtesten Gutes thun, lieber geschähe es, in der Hoffnung, ihn zum Besseren zu lenken, als dass ich eine Strafe über ihn verhängte“. Als die Räthe die Bestrafung eines Mannes forderten, der eine Schmähschrift gegen den Landesherrn veröffentlicht hatte, liess Erzherzog Karl ihn kommen und sagte ihm: „Kehre zur katholischen Kirche zurück, damit *Gott* deiner schone; *Ich* habe dir ohnehin verziehen.“

Sein Gerechtigkeitssinn war denn auch ebenso, wie seine Güte weit bekannt, so dass der venetianische Gesandte berichtete: „Des Erzherzogs Liebe zur Gerechtigkeit ist so gross, dass er es nicht ertragen kann, wenn etwas gegen diese geschieht.“ Karl selbst betheuerte: „*Weder Gewalt noch List sollen es über mich gewinnen, dass ich Ungerechtes anordne, bekräftige oder dulde.*“ Daher erklärte er oft dem Adel gegenüber in seiner Obsorge für den Bauernstand bei Kriegsrüstungen gegen den Türken: „er müsse darauf dringen, dass man den armen Bauersmann, der ohnehin

genug belästigt sei, verschone und mögliche Milderungen gegen denselben eintreten lasse.“ Milde und Gerechtigkeit, dieses „Eingebinde“ des Habsburger Hauses, — wie Hurter treffend bemerkt — finden wir in dem Erzherzog Karl in herrlicher Weise vereint, besonders auch in seinen Bemühungen zur Erhaltung der katholischen Religion.

Seine erlauchte Gemahlin, *Erzherzogin Maria*, stand ihm in allen seinen Kämpfen und Arbeiten hilfreich zur Seite, ohne jedoch die Zügel der Regierung sich aneignen zu wollen. Est ist unrichtig, wenn man fast alle Bemühungen des Erzherzogs für den Katholicismus auf den Einfluss seiner Gemahlin zurückführen will; insbesondere die Berufung der Jesuiten war die eigene Entschliessung des Erzherzogs noch vor seiner Verhelichung. Maria übte — wie Hurter bemerkt, — keinen anderen Einfluss auf ihren Gemahl, als denjenigen, „welcher bei Übereinstimmung der Geister und Verwandschaft der Richtung *dem stillen Dulden, dem muthigen Aus-harren, dem wankellosen Festhalten niemals fehlen* wird.“ Sie sah mit Schmerz, wie das Hofpersonal fast sämmtlich aus Unkatholischen bestand, wie die katholische Religion durch Gewalt und List angefeindet wurde, wie ihrem Gemahle durch Gewalt und List im Vertrage zu Bruck 1578 manche Zugeständnisse für die Neuerer abgerungen waren; und in diesem Schmerze ihres durchaus katholischen Herzens brach sie eines Tages, als neue Unbilden ihrer Religion bevorstanden, — in die Worte aus: „*Lieber wollte ich alle meine Kinder in einer Butte auf den Rücken nehmen und zu Fuss nach Baiern zurückwandern, als Solchem zusehen. Sollte dann selbst mein Herr Bruder sie nicht aufnehmen wollen, so würde ich eben mit anderen armen Leuten einen Spital beziehen und daselbst wenigstens mein Leben katholisch zubringen.*“ Wer wollte leugnen, dass solche Worte für den Gemahl in den schweren Prüfungen eine Stütze waren? Dazu kamen noch die Aufmunterungen des Herzogs Wilhelm von Baiern, der an seine Schwester und seinen Schwager wiederholt den Rath ertheilte: vor allem nur katholische Diener am Hofe zu haben; „alles lutherische Hofgesinde zu entlassen; der Türke werde deswegen nicht kommen“; wie die Protestanten keinen Katholiken als Diener aufnehmen, umsoweniger könnten sie Einsprache gegen ihren Herrn erheben, wenn dieser treue Diener *seiner* Religion befördern wolle; es sei Zeit vorwärts zu gehen; „wesshalb Bedenken tragen?“ In der That erblickte die Erzherzogin durch ihr eigenes

und ihres Gemahls beständiges Ringen eine allmähliche Besserung des katholischen Lebens, obgleich bis zum frühen Tode des Erzherzogs „die Uebergriffe der Vasallen, die Gewaltthätigkeiten gegen die Kirche, der Raub von Kirchengut“ mehr oder minder fort-dauerten, manche landesherrliche Befehle unberücksichtigt, manche Vorkehrungen erfolglos blieben. Eine dieser häufigen Unruhen der Protestanten i. J. 1590 war auch die Veranlassung zum frühen Tode des edlen Erzherzogs, der das Verdienst hat, die *katholische Gegenreformation* in seinen Landen unter grossen Schwierigkeiten begonnen und zu jenem Werke den Grund gelegt zu haben, das *sein Sohn Ferdinand* vollenden sollte.

#### Erzherzog Karls früher und seliger Tod.

Im Juli des Jahres 1590 weilte Erzherzog Karl mit seiner zahlreichen Familie in Mannersdorf bei Laxenburg, um seine Gesundheit wiederherzustellen. Ganz unerwartet traf daselbst die Kunde ein, in Graz seien bedeutende Unruhen von Seiten der Protestanten ausgebrochen. Obgleich krank, zögerte der Regent nicht, sofort aufzubrechen und in seine Residenz zurückzukehren.

Im Hinblick auf die ernsten Geschäfte, die seiner warteten, nahm er den Weg *über Mariazell*, um sich und seine Sache der Himmelskönigin zu empfehlen, wie er auch sonst oft diesen Wallfahrtsort seines steierischen Erblandes zu besuchen pflegte. Er empfing daselbst mit seiner Gemahlin und seinen Kindern die heiligen Sacramente vor dem Gnadenbilde: es sollte der letzte Besuch sein. Obwohl ihn bereits das Fieber stark ergriffen hatte, wohnte er trotzdem noch dem Hochamte und der Predigt bei. Aber umso beschwerlicher wurde die Weiterfahrt. Sogleich bei seiner Ankunft in Graz erklärten die Aerzte seinen Zustand für höchst bedenklich und nach einigen Tagen für hoffnungslos.

Hier zeigte sich nun wieder die Tugend des edlen Fürsten in erbaulichster Weise. Von dem Augenblicke an, wo er von der Gefahr seiner Krankheit gehört hatte, wollte er an Irdisches nicht mehr erinnert werden; er wollte jetzt nur mehr für sein Seelenheil bedacht sein und den Rest seiner Lebenstage ausschliesslich darauf verwenden, um seinen Hingang in die Ewigkeit zu sichern. Darum verlangte der Kranke selber alsbald nach dem Empfang der heiligen Sacramente der Busse, der heil. Communion und der heil. Oelung und erbaute alle durch seine Andacht und seine volle Hingabe in die Fügungen der göttlichen Vorsehung und



Güte. Keine Klage kam über seine Lippen, und so oft seine Gemahlin fragte, wie es ihm gehe, erhielt sie stets die Antwort: „Wie Gott will“. Er fand Trost und Stärke in dem Gedanken an das Leiden Christi und an die Fürbitte der „werthen, immerwährend reinen und keuschen Jungfrau Maria“. Oefters betete er abwechselnd mit dem Priester, der wiederholt an seinem Krankenvette weilte; vor allem aber betete und wiederholte er mit besonderer Andacht jene Worte, die ihm zeitlebens so geläufig und lieb geworden waren; „In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum. Redemisti me.“ In Deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöst.

So starb der edle Fürst mit denselben Worten, die er aus dem Munde seines sterbenden Erlösers gelernt hatte, in Frieden und Vereinigung mit seinem Erlöser, am 10. Juli 1590, im Alter von fünfzig Jahren.

Eine heftige Lungenentzündung hatte seinen frühen Tod herbeigeführt. Acht Töchter und drei Söhne, die er hinterliess, beweinten den Verstorbenen; der älteste Sohn Ferdinand war fern von der Heimath in Ingolstadt mit Studien beschäftigt, wie später erzählt werden wird. Die Erzherzogin Maria war durch den Schlag ganz niedergebeugt; sie fand keinen anderen Trost, als in ihrem Glauben und in der liebevollen Umfassung des göttlichen Willens. Unerforschlich sind Gottes Wege und seine Gedanken.

Das Testament des Erzherzogs, dass er bereits 6 Jahre zuvor aufsetzte, verdient noch unsere Beachtung; es ist der Spiegel seiner glaubenstreuen, rechtlichen Gesinnung, die für ewige Zeiten klar und entschieden hier allen entgegenleuchtet. An erster Stelle bekennt sich der Erzherzog zum vollständigen Glauben an alle Lehren der h. römischen Kirche, der allgemeinen Concilien, besonders des letzten zu Trient; er verwirft alle Secten und Lehren, welche diesem Glauben entgegen sind und erklärt schon im Voraus als ungültig, was er etwa diesem h. Glauben zuwider handeln würde; seine Hoffnung setzt er auf das Leiden und Sterben Jesu Christi und die Fürbitte „der werthen, stets reinen und keuschen Jungfrau Maria“; er ermahnt seine Söhne und Töchter, in diesem Glauben zu verharren und erklärt sie der Erbfolge oder des Heirathsgutes für verlustig, falls sie von diesem Glauben abfallen oder eine unkatholische Person heirathen. Seinem Nachfolger trägt der Erzherzog auf, den katholischen

Glauben im Lande zu erhalten, das Sectenwesen „nach Möglichkeit“ auszurotten, die Geistlichkeit zu schirmen und die Aemter am Hof und im Lande vor allem den Katholiken anzuvertrauen. Nicht zufrieden mit diesen Bestimmungen, verfügte der Erzherzog noch in einem Codicill,<sup>1</sup> da der Ausdruck „nach Möglichkeit das Sectenwesen zu unterdrücken“ ihm nicht genügte: „dass die Erben und Nachkommen solches zu thun sich für *schuldig* zu erachten, überhaupt keine andere, als die katholische Religion zu dulden hätten, *indem sie durch seine durch Gnade gegebene Concession in Religionssachen weder gebunden noch verpflichtet wären.*“

Diese letzten Verfügungen des edlen Herrschers sind ein neuer Beweis seiner echt katholischen Glaubenstreue und seines Eifers für Gottes Sache hier auf Erden. Zweifelsohne ist Erzherzog Karl allen katholischen Männern, insbesondere den Marianischen Sodalen, sowohl im Leben, wie im Sterben ein herrliches Vorbild christlichen Glaubens, christlicher Ergebung in Gottes Fügungen und werththätiger Verehrung der heiligen Gottesmutter.



## 2.

### Erzherzog Ferdinands Jugend.

Erzherzog Ferdinand wurde am 19. Juli 1578 in Graz geboren. Er war nicht der Erstgeborene; doch war sein Bruder (Ferdinand) bereits bald nach der Geburt gestorben, so dass der Name Ferdinand ihm ebenfalls gegeben wurde; es lebten aber mehrere ältere Schwestern. Die erzherzogliche Familie war von Gott dem Herrn mit Kindern reichlich gesegnet, gerade wie die Familie des Kaisers Ferdinand I. und auch die Familie des Kaisers Maximilian II., von denen jede mit fünfzehn Kindern gesegnet war. Da von den Geschwistern Ferdinands und ihren Beziehungen unter einander wiederholt die Rede sein muss, so mögen ihre Namen in der Reihenfolge der Geburt hier verzeichnet werden.

1. *Ferdinand*, geb. 15. Juli, † 31. Jul. 1572.
2. *Anna*, geb. 1573, Gemahlin Sigmund's III. von Polen und Schweden, † 1598.
3. *Maria Christina*, geb. 1574, Gemahlin von Sigmund Báthori, † als Klosterfrau in Hall 1621.
4. *Katharina Renata*, geb. 1576, † 1595.
5. *Elisabeth*, geb. 1577, † 1580.
6. *Ferdinand*, geb. 19. Juli 1578, römischer Kaiser, † 15. Februar 1637.
7. *Carl*, geb. 1579, † 1580.
8. *Gregoria Maximiliana*, geb. 1581, † als Braut Philipp's III. von Spanien 1597.
9. *Eleonora*, geb. 1582, † als Klosterfrau in Hall 1620.
10. *Maximilian Ernst*, geb. 1583, † 1616, Landcomthur des Deutschen-Ordens in Österreich.
11. *Margarethe*, geb. 1584, Gemahlin Philipps III. von Spanien, † 1611.
12. *Leopold*, geb. 1586, Bischof von Passau und Strassburg, später Landesherr in Tirol, † 1633.

13. *Maria Magdalena*, geb. 1587, Gemahlin von Cosmus II., Grossherzog von Toscana, † 1631.
14. *Constantia*, geb. 1588, Gemahlin von König Sigmund in Polen, nach dem Tode ihrer Schwester Anna, † 1631.
15. *Carl*, geb. nach des Vaters Tode 7. Aug. 1590, Bischof von Breslau und Brixen, Hoch- und Deutschmeister, † 1624.

Es ist selbstverständlich, dass die hohen Eltern ihre Kinder sämmtlich mit aller Sorgfalt in echt christlichem Geiste erzogen, da ihr eigenes Leben ganz im katholischen Glauben wurzelte, und eine fortwährende Bethätigung desselben war.

Kein Einfluss ist bei der Erziehung der Kinder so mächtig, als das Wort, und vor allem *das Beispiel der Eltern*; und so musste denn das herrliche Tugendbeispiel der frommen Eltern auf das Gemüth der erzherzoglichen Kinder von frühester Jugend an mit unwiderstehlicher Kraft bildend und formend einwirken. Auch sorgten Erzherzog Karl und seine Gemahlin Maria vor allem dafür, *von der ersten Kindheit an* ihre Kinder mit Personen zu umgeben, welche durch gewissenhafte Anleitung und ihr eigenes Beispiel die Liebe zur Tugend und Frömmigkeit zu wecken geeignet waren. Wie oft wird schon dem Kinde in den Tagen, wo ihm noch das Bewusstsein mangelt, durch leichtfertige, bedienende Personen der Keim zu manchem Bösen mitgetheilt. Die Erzherzogin Maria hatte die richtige Ueberzeugung, dass ihre Kinder nicht ihr gehörten, sondern Demjenigen, der sie ihr als Geschenk und *sein* Eigenthum anvertraut hatte. Diese Ueberzeugung tröstete die betrübten Eltern wiederholt, so oft sie am Sarge eines früh dahingeschiedenen Kindes standen: „*sie ist ja nie mein gewesen*, — sagte die Erzherzogin beim Tode ihrer Tochter Katharina —, *wie ihr Kinder alle, sondern dessen, der sie wieder zu sich genommen hat.*“

In dieser Ueberzeugung und unterwürfigen Gesinnung Gott dem Herrn gegenüber schrieb die Erzherzogin auch bezüglich des Geschlechtes ihrer Kinder ihrem Bruder: „das lasse sie in aller Hingebung Gott walten; sie beschränke sich einzig auf die Bitte, dass, was Gott ihr schenken wolle, gesund sei, *und Gott es zu seiner Ehre und zur eigenen Seele Heile wolle aufwachsen lassen.*“ Diese Ueberzeugung endlich, dass ihre Kinder Gott gehören und zu seiner Ehre leben sollen, war auch der oberste Zweck der ganzen Erziehung am erzherzoglichen Hofe, „der Pulsschlag, wie Hurter sagt, aller Sorgfalt der hohen Eltern, aller Aufmerksam-

keit der Erzherzogin, aller Ermahnungen an ihre Kinder, aller Weisungen an deren Lehrer.“ Daran knüpfte sich dann leicht der weitere Grundsatz, den die Erzherzogin oft wiederholt: „es ist wahr; wir sind nur zur Mühe und Arbeit geschaffen.“ Wurde also in diesem Geiste das erste Erziehungswerk am erzherzoglichen Hofe aufgefasst, so galt dies umsomehr für den ältesten Sohn Ferdinand.

Von der frühesten Jugend des jungen Erzherzogs berichtet Khevenhiller, dass derselbe, bevor noch die Gebete dem Gedächtniss vollends eingeprägt waren, es schon verstanden habe, bei der heiligen Messe und beim Läuten des Ave niederzuknien und allen kirchlichen Handlungen mit unverkennbarer innerer Theilnahme zu folgen. Es war überhaupt Regel in der Familie des Erzherzogs, dass die Kinder, kaum des Gebrauches der Hände mächtig geworden, zu allererst lernten, das heilige Kreuzzeichen zu machen, die Hände zu falten und heiligen Dingen Verehrung zu bezeigen; im heranwachsenden Alter wurden sie streng angehalten, täglich der heiligen Messe beizuwohnen. Aus diesen Jahren des jungen Erzherzogs wird eine sehr schöne Begebenheit erzählt. Es hatte ihm sein Hofmeister einen Spiegel mit einem prächtigen Rahmen zum Namenstage geschenkt. Der junge Prinz nahm heimlich das Glas aus dem Rahmen und setzte an dessen Stelle ein Bild der *unbefleckten Empfängniss Marias*. Als nach einiger Zeit der Hofmeister nach dem Spiegel fragte, erhielt er zur Antwort: „*Da ist er und zeigt das rechte Bild, nach dem wir uns zu richten haben.*“

Wahre Frömmigkeit wird nicht bestehen ohne regelmässige Thätigkeit und Selbstüberwindung. Es wurden darum die erzherzoglichen Kinder mit Ernst und Strenge zum Lernen und zum pünktlichen Gehorsam angehalten; auch Strafen fehlten nicht. Die Erzherzogin bestellte bei ihrem Bruder in München Geschenke für ihre Kinder; am Nikolaus-Tage wurden sie ausgetheilt. „Wie wird der Pueb eine Freude haben?“ — schreibt die Erzherzogin — „er spricht unausgesetzt vom heiligen Nikolaus; nur fürchtet er sich, derselbe könne auch eine Ruthe einlegen. *Das höre ich von Herzen gerne.*“ Im Alter von sieben Jahren hatte Ferdinand es versäumt, von dem Vater vor dessen Abreise sich zu verabschieden. Dafür erhielt er Zimmer-Arrest „bei Wasser und Stain, so lang, bis ich wiederkum.“

Der junge Erzherzog zeigte von Anfang an einen grossen Eifer im Lernen; eben vier Jahre alt, konnte er schon seinem

Vater einen Brief schreiben. Die hohen Eltern waren darüber sehr erfreut und schreiben in Briefen von seinem Fleiss und seiner Wissbegierde, womit er „den Lehrer plagt.“ Als der Erzherzog Karl in Graz die Universität errichtet und mit dem bereits bestehenden Gymnasium der Jesuiten verbunden hatte, musste Ferdinand an erster Stelle in die Matrikeln der Studienanstalt sich eintragen lassen und auch öffentlich die Schule besuchen. Nachdem er aber das zwölfte Jahr erreicht, gingen seine Eltern mit dem Plane um, ihn an die Studienanstalt (Gymnasium und Universität) *nach Ingolstadt* zu senden, da sie dafür hielten, *dass daselbst seine geistige Ausbildung besser gedeihen würde.* Nicht bloss, dass dort „die Zerstreuungen weniger seien, als zu Hause,“ und dass Herzog Wilhelm von Bayern, der Bruder der Erzherzogin, dessen vier Söhne ebenfalls an dieser Anstalt studirten, die Versicherung gab, Elternstelle an Ferdinand vertreten zu wollen: die Studienanstalt von Ingolstadt selbst hatte damals einen aussergewöhnlichen Ruf und war ebenso sehr durch die Thätigkeit berühmter Lehrkräfte, als durch strenge Handhabung der Disciplin ausgezeichnet. Herzog Wilhelm hatte dieselbe bedeutend vergrössert und deren Leitung den Jesuiten übergeben. Jünglinge aller Nationen strömten daselbst zusammen; auch der ausländische Adel war stark vertreten, und seitdem der Markgraf von Brandenburg die Reihe der Fürstenfamilien eröffnet, schickten auch viele Regentenhäuser ihre Söhne zur Ausbildung nach Ingolstadt. Der Gedanke, Ferdinand nach Ingolstadt zu senden, ging von der Mutter aus, und es lässt sich darin eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung nicht verkennen. Denn dort in Ingolstadt war es, wo nicht bloss Geist und Herz des künftigen Kaisers so tüchtig gebildet, sondern auch jener Freundschaftsbund mit dem bayerischen Vetter, Herzog Maximilian, in früher Jugend geschlossen wurde, woraus im dreissigjährigen Kriege für die katholische Sache Heil und Segen hervorging.









Maria Schnee,  
die „besondere Mutter des Hauses Habsburg.“

### 3.

## Studienjahre in Ingolstadt 1590—95.

Im Jänner 1590 verliess der junge Erzherzog das väterliche Haus in Graz. So schwer ihm auch dieser erste Abschied vom Elternhause fallen mochte, so hatte er doch eine grosse Freude, nach Ingolstadt zu kommen; „er ist schier vor Freude gesprungen“, schrieb die Erzherzogin ihrem Bruder. Nicht minder schwer wurde den Eltern die Trennung; der Vater sollte den Sohn niemals wiedersehen, die Mutter erst nach Jahren. Mit welchen Besorgnissen und Ahnungen die hohen Eltern den Sohn scheiden sahen, zeigen jene kurzen Denksprüche, welche sie in das Gebetbuch, das er mitnehmen sollte, zur Erinnerung hineinschrieben. Es wird dieses Gebetbuch als kostbares, interessantes Kleinod in der Burgkapelle in Wien aufbewahrt. Auf dem ersten Pergamentblatt hat der Vater, Erzherzog Karl, seinen Wahlspruch eingetragen: W. G. W. (Wie Gott will); darunter seine Gemahlin, Erzherzogin Maria: „Ich drau, bitt' Maria.“ Auf dem zweiten Blatte steht ein Spruch seines Oheims, des Herzogs von Bayern: *Agnosce, dole, emenda* (Erkenntniss, Reue, Besserung). Die folgenden Blätter enthalten Denksprüche der Geschwister Ferdinands, ferner des Erzherzogs Maximilian und der bayerischen Herzöge: Erzherzogin Anna: G, I. M. H. (Gott ist meine Hoffnung); Erzherzog Maximilian: *Militemus!* (Kämpfen wir!); Herzog Maximilian: *Dominus virtutum nobiscum* (Der Gott der Kräfte mit uns). Mit dem Segen seiner Eltern und unter dem Schutze des Herrn und der Himmelskönigin begann Ferdinand seine Reise; in seinem Gefolge befanden sich 20 Adelige und eine Zahl von 30 bis 40 Bediensteten; an der Spitze des ganzen Hofstaates, mit dem Ferdinand nach der

Sitte der Zeit auftrat, stand der vertrauenswerthe Freiherr v. Schrattenbach, während Johann Bogerinus, ein früherer Zögling des Germanicums, sein geistlicher Lehrer und Erzieher war.

Die Reise verlief glücklich; in München stellte sich Ferdinand seinem Oheim vor, dessen Obhut er übergeben war. Am 6. Februar erfolgte die feierliche Aufnahme des Erzherzogs in die Zahl der Akademiker durch den *Rector der Universität, Herzog Philipp von Bayern, Bischof von Regensburg*. Die Annalen der Anstalt berichten darüber im freudigen Tone, dass wohl kaum noch eine andere Universität der Welt sich solchen Glanzes (splendor) rühmen könne. Der neue Akademiker verlangte selber, einem ordentlichen Examen unterzogen zu werden, und wurde daraufhin der schola humanitatis zugewiesen, welche auch die beiden jüngeren Herzöge von Bayern öffentlich besuchten. Andere Zöglinge der Anstalt aus dem Adel um diese Zeit waren: Der Markgraf Chr. Gustav von Baden; Joachim v. Pappenheim; Ulrich Baron Spaur; Hieron. Welser; Christ. v. Brandiss; Christ. und Georg v. Weichs; G. Baron Fugger; Ern. Baron von Sprinzenstein; Friedr. und Christ. Graf v. Schwarzenberg; Wolfg. v. Baumgarten; Gebh. Baron v. Truchsess; Paul v. Liechtenstein; Wilh. v. Waldstain; Nic. und Petr. Graf Komorowski; Joh. und Alex. Baron Haugwitz; Vit. von Grinmenstein; Nic. Graf Ursini; Ad. Graf Porzia; Leo v. Rechberg; Wolfg. Mitternach (Metternigh); Alb. Graf Schlick; Greg. v. Bornemisza; Beat. und Melch. v. Schauenburg; Sdenk. Baron Sternberg und viele andere. Ebenso wie durch die Zahl und Namen der Studierenden, war Ingolstadt berühmt und ausgezeichnet durch seine hervorragenden Lehrkräfte, von denen nur genannt seien die Patres: Gretser, Haller, Gregor Valentia, Rem, Welser. Alles dieses wirkte mächtig auf das Gemüth Ferdinands, der „*ebenso sehr in Gottesfurcht und Frömmigkeit, sittlichem Betragen und Fleiss allen seinen Mitzöglingen voranging, wie er an Abkunft sie überragte*“.

Der Erzherzog war kaum einige Monate in Ingolstadt, als eine höchst betrübende Nachricht ihn überraschte, die Nachricht von dem Tode seines Vaters, des Erzherzogs Karl. Sogleich wurde die Rückreise angetreten, aber in Landshut erhielt er die Weisung von seiner Mutter, nach Ingolstadt zurückzukehren (*redire ad studia*); die Annalen fügen bei, dass „der Erzherzog sogleich gehorchte und wegen seines Gehorsams mit Recht grosses Lob verdiene.“

Der Brief, den Ferdinand jetzt seiner Mutter schrieb, ist so charakteristisch, dass einige Züge daraus hier mitgetheilt seien:

*Durchlauchteste, gnädigste, herzlichste Frau Mutter!*

Ich habe soeben . . . . leider mit herzlichem Schmerze vernommen, wie Gott der Allmächtige meinen gar herzlichsten Herrn Vater von diesem zergänglichen Jammerthal ohne allen Zweifel zu der ewigen Freud und Seligkeit abgefordert habe; dessen tödtliches Ableben E. D., mir und meinen lieben Geschwistern wohl noch gar zu früh geschehen. Und obwohl ich mich dessen vielmehr, als ich gedenke, betrüben sollte, so kann ich doch Gottes Willen nicht widerstreben; dann ich es seinem göttlichen Wohlgefallen befehle und anheimstelle; der verleihe mir seine göttliche Gnade weiter und sei in allen seinen Werken gelobt und verleihe meinem herzlichsten Vater sammt uns allen eine fröhliche Auferstehung am jüngsten Tage. Amen. Ich bitte E. D. ganz söhnllich und gehorsamst . . . .

M ü n c h e n, 22. Juli 1590.

E. D. unterthänigster und gehorsamster Sohn  
Ferdinand.

Will man den jungen Erzherzog in seinen Studienjahren in Ingolstadt in Kürze charakterisiren, so kann man sagen: *Er zeichnete sich aus durch Frömmigkeit, durch Fleiss, durch Ehrfurcht und Liebe gegen seine Lehrer.*

Was zunächst seine Frömmigkeit, seinen religiösen Sinn betrifft, so erfahren wir aus den Annalen der Anstalt, dass er regelmässig am Gottesdienste theilnahm, und zwar mit solcher Andacht, dass seiner Mutter, der Erzherzogin, berichtet werden konnte, sein Beispiel diene sowohl der Stadt, als den umliegenden Landschaften zur Ermunterung und zum Vorbild. Ferdinand verlangte, dass sowohl ihm, als seinem Gefolge bei dem 40-stündigen Gebete, das Clemens VIII. der Türkengefahr wegen angeordnet hatte, gleich jedem anderen eine bestimmte Stunde angewiesen werde, und schämte sich nicht, diesem Gottesdienste im Büssergewande beizuwohnen und bei einer grossen Procession in der Charwoche an der Spitze der Marianischen Sodalen im Vereine mit seinem Vetter, Herzog Max von Bayern, ebenfalls im Bussgewande, das Kreuzbild voranzutragen, „*admirabunda civitate*“, ein Schauspiel für die ganze Stadt. Darum wirkte auch sein Beispiel weithin zur Nacheiferung, zur Belebung und Festigung im Glauben. Hunderte von Menschen zog sein Beispiel herbei, die gleich ihm am Gottesdienste, an Processionen und Wallfahrten theilnehmen wollten, so dass die Chrcnik bedeutsam hinzufügt:

Tantum potest publica principum pietas. *Soviel vermag die öffentliche Andachtsübung der Fürsten.*

In gleicher Weise übte Ferdinand die Werke christlicher Nächstenliebe, besonders durch Unterstützung der Armen und Freigebigkeit gegen arme Studenten. Einst erhielt er tausend Ducaten zum Geschenke, um sie zu Faschingsbelustigungen zu verwenden. Ferdinand glaubte, das Geld würdiger zur Ausschmückung eines Altars in der neuerbauten Kirche der Anstalt gebrauchen zu können, und erbat sich für diese Widmung die Erlaubniss der Mutter. Die Erzherzogin ertheilte dieselbe umso freudiger, als Ferdinands Hofmeister berichten konnte, dass dieses Vorhaben von keinem anderen, sondern *rein von ihrem Sohne selbst* ausgegangen sei.

Selbstverständlich wollte der junge Erzherzog am allerwenigsten in der Liebe und Verehrung der seligsten Jungfrau und Gottesmutter unter seinen Mitschülern zurückstehen. Hier in Ingolstadt war es nun, wo die *Marianische Congregation der Studenten* unter der Leitung des *P. Rem* in ausserordentlichem Aufblühen stand; hier war es, wo die Sodalen sich vor dem Bilde *Maria Schnee*\*) in heiliger Andacht versammelten, und P.

---

\*) *Anmerkung.* Das Bild *Maria Schnee* in Ingolstadt ist eine Copie des berühmten Gnadenbildes Maria Schnee in der Basilika Maria Maggiore in Rom. Auf die Bitten des heil. Franciscus Borgias, General-Obern der Jesuiten, erlaubte es der heil. Vater Pius V., dass mehrere Copien von dem Gnadenbilde angefertigt würden. Die eine Copie kam nach Ingolstadt, und dies Bild war es, vor dem der junge Erzherzog Ferdinand betete, und das unter dem Titel Mater ter admirabilis so sehr verehrt wurde. Eine noch grössere Bedeutung für das *Herrscher-Haus Habsburg* hatte eine zweite Copie dieses Bildes, welches der heilige Franz Borgias als Geschenk an die Königin Elisabeth von Frankreich, Tochter des Kaisers Maximilians II. und Gemahlin Karls IX. sendete; denn gerade in diesem Bilde Maria-Schnee wurde später in Wien die seligste Jungfrau Maria als *die gnadenreiche*, „besondere Mutter des erlauchtesten Erzhauses von Oesterreich“ verehrt. Die fromme Königin Elisabeth von Frankreich hatte nämlich am Hofe unter dem Regimente von Katharina von Medici und in den grauenvollen Zeiten der Hugenotten viele grosse Leiden durchzumachen. In ihrer Bedrängniss war das Bild Maria Schnee ihre liebste Zufluchtsstätte; dort verbrachte sie Stunden im Gebete. Nur ihre vertrauesten Dienerinnen wussten, dass die fromme Königin oft ganze Nächte, niedergeworfen vor ihrem Lieblingsbilde, für das Wohl ihres Gemahls und des Landes aus tiefstem Herzensgrunde betete. Der König Karl IX. nannte darum seine Gemahlin auch stets seine *Heilige*, und auf dem Sterbebette empfahl er dieselbe seinem Schwager *Heinrich von Navarra* (Heinrich IV.) mit den Worten: „Ich weiss, dass ich, Eurer Feind, auf Eure Theilnahme nicht rechnen kann; aber *meine Gemahlin, die einzige tugendhafte, wahrhaft edle und un-*



Rem, angetrieben durch innere Eingebung im Gebete während der Lauretanischen Litanei der Congreganisten, plötzlich diese aufforderte, den schönen Ehrentitel in der Litanei, *Mater admirabilis* (wunderbare Mutter), dreimal zu wiederholen, da dieser Titel am meisten der Gottesmutter gefalle. Daher wurde das Bild unter diesem Titel *Mater ter admirabilis* so sehr verehrt. Vor diesem Bilde nun weihte sich auch Erzherzog Ferdinand als Marianischer Sodale in feierlicher Weise öffentlich der Gottesmutter, zu der er von der ersten Kindheit stets eine so innige Liebe gehabt und gezeigt

---

*schuldige Frau am Hofe* verdient es, dass Ihr Sie beschützt.“ — Heinrich versprach es. Elisabeth aber kehrte bald nach dem Tode ihres Gemahls, Karls IX., im Jahre 1578 nach Wien zurück und nahm ihr Lieblingsbild mit sich nach Wien. „In allen ihren Betrübnissen — so berichtet darüber eine „kurze Geschichte-Erzählung von dem sonderlich verehrt-wunderbaren Bildnis Mariä“, Wien, 1749 — suchte die edle Königin bei diesem Bildnisse die Hilfe der Mutter der Gnade und Barmherzigkeit, und hat sie auch stets mit grossem Troste erfahren, absonderlich, als sie vernommen, dass ihr Bruder *Erzherzog Maximilian*, im Jahre 1588 durch heimliche Verrätherei in Polen gefangen worden sei. In dieser grossen Angst flehte die Königin mit ganz besonderem Eifer und grossem Vertrauen um Erledigung ihres Bruders, und nachdem sie eine gute Zeit unter vielen Thränen im Gebete verharret, wollte die Mutter der Gnaden ihre eifrige Dienerin nicht ohne Trost von sich lassen. Die gebenedeite Jungfrau streckte plötzlich von dem Bilde die rechte Hand aus, legte solche auf das Haupt der betenden Königin und sprach: „Sei getrost, meine Tochter, Dein Bruder wird frei und erledigt werden.“ Worauf die fromme Königin mit einer so grossen innerlichen Freude erfüllt worden, dass sie es nicht genugsam erklären konnte, wie selbe es dann hernach dem P. Peter Luck, aus dem Orden des heiligen Franciscus, als ihrem vertrauten Beichtvater geoffenbart, mit dem ernstlichen Ersuchen, solches, so lange sie leben würde, keinem Menschen mitzutheilen, weil sie besorgte, man möchte sie für fromm halten und desswegen in ihrem Kloster weniger für sie beten. — Erzherzog Maximilian ist auch bald darauf wunderbarer Weise erledigt worden und den 9. März 1588 in Wien angekommen, welches die gottselige Königin nicht wenig erfreut und in der Andacht und dem Vertrauen zu der Mutter Gottes mächtig gestärkt; doch hat sie ihm nichts merken lassen, was sich seinetwegen mit ihr zugetragen.“

Nach dem Tode der Königin offenbarte P. Luck, was hinsichtlich der Befreiung des Erzherzogs mit diesem Bilde geschehen war, und — so fährt die oben genannte Schrift fort — „da solches ihre Durchlaucht vernommen, haben sie aus schuldigster Dankbarkeit das Bild in einem schönen, reich mit Silber verzierten Altar einfassen lassen. Und wird bis *auf den heutigen Tag* wunderbar gespürt, dass sich die Mutter Gottes in diesem Bilde als *eine besondere Mutter des durchlauchtigsten Erzhauses von Oesterreich* erzeiget; denn wenn bei demselben ein Todesfall oder sonst grosses Unglück geschehen soll, verändert es die Farbe und wird ganz bleich; auch erscheinen die Augen, als wären sie

hatte. Ferdinand zögerte nicht, der Congregation beizutreten, blieb derselben sein Leben lang treu und lernte da jene kernige, starke Liebe und Verehrung zur Gottesmutter, die er überall bei jeder Gelegenheit durch die That zeigte, und später als Herrscher in weiteste Kreise zu verbreiten bemüht war.

Da die Marianische Congregation kein blosser Gebetsverein ist, sondern verlangt, dass ihre Mitglieder als echte Katholiken im Leben hervortreten, so muss der Marianische Student durch

---

stark geschwollen, da es doch sonst eine so lebhafte und angenehme Gestalt hat, dass solche von keinem Maler kann getroffen werden.“

Es steht uns nicht zu, ein Urtheil hinsichtlich des übernatürlichen Charakters der mitgetheilten Erzählungen uns anzumassen. Die Sache wird aber von verschiedenen Schriftstellern mitgetheilt, und es war unzweifelhaft die Meinung weit verbreitet, dass die „dreimal wunderbare Mutter“ gerade in diesem Bilde sich auch unserem erlauchten Herrscherhause schon oft als wahrhaft gnadenreich erwiesen habe.

Nach dem Tode der Königin Elisabeth wurde das Bild in das von ihr gestiftete Kloster, in das „Königin-Kloster“ übertragen. Es geschah dies auf den Befehl der Königin, da sie wünschte, „dass dies Bild allezeit in Ehren gehalten werde, diweil sie es dem Kloster *als eine sichere Zuflucht in allen Nöthen* aus mütterlichem Herzen hinterliesse.“ Später wurde es in der Augustiner-Kirche aufgestellt, wo es noch heute als Gnadenbild verehrt wird.

An das Bild „Maria Schnee“ knüpft sich jedoch für das Haus Habsburg noch ein anderes, ebenso glorreiches, als wichtiges Ereigniss der österreichisch-ungarischen Geschichte. Es ist der ruhmvolle Sieg des Prinzen Eugen bei *Peterwardein* am 5. August 1716, am Feste „*Maria Schnee*,“ Es war dies der Anfang des Siegeslaufes der kaiserlichen Armee, dem bald der Sieg bei Belgrad und darauf der ebenso vortheilhafte als glorreiche Friede von Passarowitz folgte. Niemals hatte der Kaiser einen glänzenderen Frieden mit der Türkei geschlossen; denn nicht nur Theile von Serbien, sondern auch die Walachei bis zur Aluta wurden von den Türken abgetreten. Dass aber jener Sieg Prinz Eugens am Feste „Maria Schnee“ auch wirklich dem Schutze der Gottesmutter zuzuschreiben sei, dafür zeugt uns vor allen der damals regierende Papst Clemens XI. im römischen Brevier. „Clemens XI., animo reputans, insignem victoriam, anno 1716 in Hungariae regno a Carolo VI. in Imperatorem Romanorum electo, de innumeris Turcarum copiis relatam, eo die contigisse, quo *festum Dedicationis sanctae Mariae ad Nives* celebraretur, atque eodem ferme tempore, quo Sanctissimi Rosarii Confratres publicam solemnemque supplicationem in alma Urbe peragerent: *victoriam illam ejusdem B. Virginis patrocinio* pic censuit adscribendam.“

Ueberdies verordnete derselbe Papst Clemens „zum ewigen Angedenken an diesen herrlichen Sieg am Feste Maria Schnee“ ein besonderes Fest in der ganzen katholischen Kirche, und zwar *das hl. Rosenkranzfest*, das bis dahin nur in einigen Kirchen gefeiert wurde.

Pflichterfüllung in seinen Studien sich als echter Sohn Marias bewähren. Dies war im vollsten Sinne der Fall bei Ferdinand, der mit allem Eifer seinen Studien oblag und durch *beständigen Fleiss* sich auszeichnete. „Er ist fleissig bei seinen Sachen,“ berichtet über ihn der Herzog von Bayern an die Erzherzogin-Mutter. Er beanspruchte für sich in der Schule kein Privilegium, sondern suchte sich durch seine Leistungen hervorzuthun; er unterzog sich, gleich jedem anderen Zöglinge, der vorgeschriebenen Prüfung, nahm theil an öffentlichen Productionen, Disputationen, und zeigte gerade bei letzteren ebenso sehr sein Wissen, wie seine Schlagfertigkeit. Man wird sich daher nicht wundern über die vielen Lobsprüche, über die errungenen Preise und Auszeichnungen, von denen die Ingolstädter Annalen berichten, und wenn seine Mitschüler es liebten, ihn bei festlichen Gelegenheiten durch Auszeichnungen zu überraschen — wie z. B. an seinem Namensfeste, ebenso am Pfingstfeste 1592, wo der Erzherzog vor der ganzen Universität eine Rede hielt und darauf von sechs Jünglingen in Engelsgestalten unter Gesang und Musik mit einem Blumenkranze gekrönt wurde — so sollte dies, wie Hurter bemerkt, vor allem eine Anerkennung seines *persönlichen Werthes und seiner Leistungen* sein.

Der Eifer und die Wissbegierde des Erzherzogs beschränkten sich nicht auf die Zeit des Unterrichtes und des Studiums, auch sein Speisezimmer wurde durch den Verkehr mit gelehrten, gebildeten Männern gleichsam zum Hörsaale umgestaltet. Wöchentlich bat er mehrmals die bewährtesten Professoren der Gesellschaft Jesu zu sich zu Tisch; abwechselnd erschienen bei ihm die Patres Haller, Gretser, Valentia u. a. zu bildender Unterhaltung und belehrendem Gespräche. Oft besuchte umgekehrt der Erzherzog das Collegium, um durch Umgang mit den Patres, oder durch Musik und Gesang sich zu erholen, und es wird ihm nachgerühmt, niemals habe er, sobald das Zeichen zum Schluss der Conversation gegeben worden sei, das Gespräch oder den begonnenen Gesang weitergeführt; seinetwegen solle die Hausordnung nicht gestört werden.

Die liebende Anhänglichkeit an die Gesellschaft Jesu hatte Ferdinand bereits im Vaterhause in sich aufgenommen, und als er in Ingolstadt von einem Aufstande der Protestanten in Graz hörte, war seine erste Frage: „Es ist doch den Patres nichts geschehen?“ Diese Gesinnung befestigte sich in Ingolstadt, und sein ganzes Leben hindurch hielt er jenes Wert, das er beim

Abschiede vom Collegium in Ingolstadt an P. Welser richtete:  
*„Die Gesellschaft Jesu werde zu allen Zeiten an ihm einen  
Gönner finden.“*

Vor seiner Abreise nach fast fünfjährigem Aufenthalte wurde ihm ein herrliches Fest bereitet, und P. Gretser überreichte ihm die Schrift „Quinquennalia“ mit einer Widmung, welche anknüpfend an den Namen Ferdinand, ihm auch die Kaiserwürde des Grossvaters verheisst (nomen et omen).

Der Erzherzog nahm eine grosse Zahl von Exemplaren dieser Schrift mit sich, *„um durch deren Anblick die Erinnerung an die anmuthig zu Ingolstadt verlebte Zeit stets aufzufrischen.“*



#### 4.

### Einfluss der Mutter während der Studienjahre.

Das Bild der Studienjahre des Erzherzogs bliebe unvollständig, wollten wir nicht noch mit einem Worte seiner erlauchten Mutter gedenken, die bei dem grossen Opfer, das sie brachte, fünf Jahre lang ihren ältesten Sohn nicht sehen zu können, auch grosse Freude an ihm erlebte. Es ist kaum glaublich, wie ängstlich die Mutter in der Ferne das Leben ihres Sohnes überwacht, wie genau sie sich von den verschiedensten Seiten berichten lässt, wie ernst und eindringlich sie zu Fleiss und Frömmigkeit ihn ermahnt, ihn bittet, ihm droht, Geschenke verspricht, aber auch die ernste Vorstellung macht: *„Du würdest deinen frommen Vater unter der Erde beleidigen, wenn du mich betrübtest.“*

Zur Charakteristik möge ein Brief der Mutter an ihren Sohn hier Platz finden:

Lieber Ferdinand!

Ich habe Dein Schreiben sammt dem Ringlein wohl empfangen und sage Dir Dank dafür, dass Du meiner nicht vergisst. So habe ich aus Deinem Schreiben vernommen, dass Deine zwei Vettern jetzt von Ingolstadt weggehen. Gott der Herr gebe ihnen Glück und Heil, dass sie werden, wie es ihr Herr Vater begehrt. Auch habe ich aus Deinem Schreiben vernommen, dass Du wohl auf bist, was ich denn gern höre. Unser Herr wolle Dich lange erhalten. Ich will Dich auch hiemit ganz mütterlich ermahnt haben, Du wollest fromm, gottesfürchtig und in Deinem Studiren fleissig sein, damit ich meines grössten Leides, das mir der ewige Gott mit Hinnehmung Deines frommen Herrn Vaters seligen, gethan hat, an Dir möge ergötzt werden; und wollest Deinem Hofmeister und Deinem Präceptor gehorsam sein, insonderheit meinem Herrn Bruder, der jetzt Dein Vater ist, in allem, was sie Dir sagen: dann sie nichts, als in allem Deinen Nutzen suchen. Wärest Du dieses nicht, so gedenke, wie hoch Du mich damit betrüben, eine Ursache meines Todes sein würdest, was Du gegen Gott nimmer mehr verantworten könntest. Du glaubst nicht, wie hoch es mich erfreut, wenn mir Dein Hofmeister schreibt, dass Du fromm, gottesfürchtig, gehorsam und fleissig in Deinem Studiren seiest. Denn Du darfst Dir nicht denken, dass Du von Ingolstadt genommen wirst, bis Du dein Studiren vollendet hast. Darum, so thue nur das Deinige dazu, so kommst Du desto eher davon. Du

weisst und erkennst noch nicht, wie nützlich es Dir ist; aber es wird die Zeit schon noch kommen, dass Du erkennen wirst und allen denen danken, die Dir dazu gerathen und geholfen haben. Ich ermahne Dich ganz mütterlich, dass Du deine Gedanken auf nichts anderes, denn auf das Studiren richten und anderen, die Dich etwa auf anderes weisen wollen, kein Gehör geben wollest; denn solche Leute gönnen Dir nichts Gutes. Wenn Du mir folgest, so sollst Du eine treue Mutter an mir haben; wo nicht, so wirst Du noch inne werden mit Deinem Schaden, was ich thun will. Ich versehe mich aber zu Dir, Du würdest es nicht zu solchem kommen lassen; denn Du würdest Deinen frommen Vater unter der Erde beleidigen, wenn Du mich betrübtest. Grüsse mir Deinen Hofmeister und Präceptor und lass sie diesen Brief lesen, wie auch sonst alle Briefe, die man Dir schreibt, es sei was es wolle, und schreib mir öfters. Schreib auch dem Dr. Schranzen einen lateinischen Brief, damit ich sehe, was Du kannst aus Deinem Kopf, und dass der Präceptor nichts daran mache, sondern allein Du. Sag auch dem Präceptor, dass er mir schreibe, wie Du Dich im Studiren hältst und was Du jetzt lernst. Grüsse mir Deinen Herrn Vetter Maximilian, auch den Georg. Wenn Dich der Hofmeister und der Präceptor loben, so will ich Dir etwas schicken.

Datum Grätz, den 19. Oktober anno 1590.

Deine treue Mutter, so lange ich lebe

Maria.

Ausser der Sorge um den Sohn hatte die Erzherzogin andere Schwierigkeiten zu überwinden, da schon gleich nach des Vaters Tode in der Familie Stimmen laut wurden, warum denn Ferdinand im Auslande, und nicht am Hofe in Prag oder Innsbruck seine Studien mache. Jedoch die Erzherzogin wies beim Kaiser selbst unter anderem auf ihre Rechte als Mutter hin, und drang mit ihren Gründen und Ansichten durch. Als nach vier Jahren dieselben Forderungen der Verwandten sich wiederholten, bat sie den Kaiser, nur „noch ein Jährchen“ möge Ferdinand in Ingolstadt bleiben; dann sei es früh genug, sich mit Regierungsgeschäften zu befassen. Die spätere Geschichte hat bewiesen, von welcher providentieller Bedeutung Ferdinands Aufenthalt in Ingolstadt war, wo er nicht bloss mit dem Herzoge von Bayern feste Freundschaft schloss, sondern auch in religiöser Hinsicht so unerschütterliche Fundamente legte, dass sie auch in höchster Gefahr nicht wankten; *„das bleibt unangefochten“*, sagt Hurter, *„dass Ferdinands Festigkeit und ungebeugter Muth in den drangvollsten Augenblicken ihre lebenskräftige Wurzel in unerschütterlichem Gottvertrauen hatten. Es ist die Glaubenskraft, die ihn und sein Haus gerettet hat.“*

Im Februar 1595 verliess der Erzherzog Ferdinand die Anstalt in Ingolstadt und langte anfangs März, vor dem Sonntag



Laetare, wie seine Mutter es gewünscht hatte, in Graz an. Der Empfang, der ihm überall in seinen Erblanden und zumal in seiner künftigen Residenz Graz bereitet wurde, war ein überaus festlicher. Besonders aber war die Mutter über das Wiedersehen ihres Sohnes voll der Freude, die noch durch den Umstand erhöht wurde, dass sie, wie es in den Briefen an ihre Tochter Anna, die Königin von Polen, heisst, mit der *Ausbildung ihres Ferdinand und mit seinem Benehmen so ganz zufrieden war.*

Der Zweck der Erziehung ist ja kein anderer, — das hatte die Erzherzogin wohl erkannt und oft ausgesprochen — als den Menschen zu seiner ewigen Bestimmung heranzubilden, also kurz: die Ehre Gottes und das Heil des Einzelnen. Diesem höchsten Zwecke ist die irdische Laufbahn und Lebensstellung nicht nebengeordnet, sondern untergeordnet, und zwar so, dass *die Erziehung an erster Stelle für das Ewige, an zweiter Stelle für das Irdische zu sorgen* und für einen bestimmten Beruf zu befähigen hat: „für Mühe und Arbeit sind wir geboren“, sagte die edle Fürstin selber. Bei solchen Grundsätzen und solchen Opfern für eine sorgfältige Erziehung, wie sie die Mutter Ferdinands gebracht hatte, blieb auch der Segen von Oben nicht aus, und von ganzen Herzen konnte die Erzherzogin bei der Rückkehr ihres Sohnes Gott dem Herrn danken, dass das Werk der Erziehung so wohl gelungen, und von dem jungen Regenten, der nun selbst bald die Zügel der Regierung in die Hand nehmen sollte, alles Gute zu hoffen sei.

Das Erziehungswerk des jungen Erzherzogs Ferdinand war also vortrefflich gelungen, und wenn man auf die verschiedenen Factoren zurückblickt, die zu diesem wichtigen Werke und diesem schönen Resultate mitgewirkt haben, so sind an *erster Stelle* die hohen Eltern selbst zu nennen, die zu allem den Grund gelegt haben durch ihr eigenes Beispiel, ihre tief religiöse, eminent katholische Gesinnung, durch ihre Anhänglichkeit an die Kirche und jenen echt christlichen Geist, der ihr ganzes Familienleben umfasste und durchdrang. An *zweiter Stelle* sind es jene Männer gewesen, denen die weitere Erziehung anvertraut war und bei deren Auswahl die Eltern mit der grössten Umsicht zu Werke gingen. „*Ewiges sowohl, als zeitliches Wohl* Ihrer Kinder hänge davon ab, dass deren Erziehung Leuten anvertraut werde, welche nicht minder innerlich, als äusserlich katholisch wären,“ so hatte der kaiserliche Gesandte in Madrid, *Freiherr von Khevenhiller*,

der Mutter Ferdinands frühzeitig bemerkt; im gleichen Sinne schrieb der Erzherzogin beim Tode ihres Gemahls die *Kaiserin-Wittve Maria*, Tochter Karls V., „vorzüglich darauf bedacht zu nehmen, dass ihre Kinder in Gottesfurcht, in der katholischen Religion und in der Tugend so auferzogen würden, dass sie in sämmtlicher ihrer Voreltern Fusstapfen träten. *Sie solle ja nicht zugeben, dass zu deren Erziehung solche Leute zugelassen würden, bei denen das Widerspiel von jenem allem zu befürchten wäre.*“ Diese Sorge hatte denn auch vor allem den Eltern des Erzherzogs und zumal der Mutter am Herzen gelegen, und sie fürchtete nicht, dass ihre Kinder vielleicht zu fromm würden, und auf die Klage einer Mutter minderen Standes, dass ihr Sohn in den geistlichen Stand eintreten wolle, entgegnete die Erzherzogin: „Und wollte einer der meinigen unter die Jesuiten oder die Capuciner sich aufnehmen lassen, so würde ich ihm treulich beistehen, dass er solchem Berufe nachkäme und eine besondere Gnade Gottes darin erkenne.“

Das ist die Weltanschauung und christliche Ueberzeugung, durch welche die Mutter Ferdinands nicht minder, in der Ausbildung des Geistes und Herzens wie des Leibes ihrer Kinder sich leiten liess; besonders in dieser Hinsicht kann sie mit Recht als Muster und „Bild einer christlichen Fürstin“ hingestellt werden.



5.

## Ferdinand übernimmt die Regierung in Inner- österreich. 1596.

Nach dem Tode des Erzherzogs Karl, des Vaters von Ferdinand, wurden die beiden Oheime des jungen Ferdinand, nämlich Erzherzog Ernst und Maximilian nacheinander zur vor-mundschaftlichen Regentschaft in Innerösterreich vom Kaiser berufen; dennoch lag die Leitung der Landesangelegenheiten vielfach in der Hand der Erzherzogin Maria, die als Mutter ebenso sehr für die Erziehung ihrer Kinder, als für die Erblande ihrer Kinder besorgt war. Im Jahre 1596 übernahm Ferdinand selbst in einem Alter von 18 Jahren die Regierung. Innerösterreich befand sich bei seinem Regierungsantritt keineswegs in einem ruhigen, glücklichen Zustande wegen der fortwährenden Beschwerden und Uebergriffe der Protestanten, welche selbst bei der Huldigung am 4. December 1596 die Bestätigung ihrer Privilegien und unbedingte Freiheit der Augsburger Confession „für sich, für ihre Weiber, Kinder, Gesinde, in *Summa Niemandts im Lande ausgeschlossen*,“ verlangten. Doch Ferdinand entgegnete muthig: „*Dies alles stehe mit der Erbhuldigung in gar keiner Verbindung*; er erwarte, man werde die Huldigung leisten, . . . und derlei Difficultät bei Seite stellen.“ Der Erzherzog wurde neuerdings in seiner Ueberzeugung bestärkt, dass der Protestantismus die Ursache nicht bloss der religiösen, sondern auch politischen Wirren sei, und jeder Aufruhr sich mit dem Deckmantel der Religion zu schützen suche; daher festigte sich sein Entschluss, den Protestantismus in allen seinen Ländern auszurotten. Nach der Huldigung der verschiedenen Länder und der Rückkehr Ferdinands von einem kurzen Besuche beim Kaiser Rudolf II. in Prag, der ebenfalls mit der Beseitigung des Protestantismus in seinen Landen begonnen hatte, wurde das katholische Reformationswerk für Steiermark, Kärnten, Krain in

Angriff genommen. Ferdinand ging dabei sehr vorsichtig und rücksichtsvoll, doch auch energisch zu Werke; sein Vorgehen war *durchaus gerecht* und keineswegs planlos. Allerdings hatte sein Vater im Jahre 1578 den Mitgliedern des Herren- und Ritterstandes nothgedrungen die Bewilligung zur Ausübung der protestantischen Religion gegeben; aber dies war nur eine persönliche Bewilligung, wie es ausdrücklich in jenem Vertrage heisst, und sollte *die Erben des Erzherzogs Karl nicht binden*. Aber wie wenig diese Bewilligung freier Religions-Uebung gefruchtet hatte, bewiesen die wiederholten Unruhestiftungen der Protestanten, die sogar dem Erzherzog Karl den frühen Tod brachten. — Dazu kommt, dass Ferdinand dasselbe Recht besass, von dem die Kurfürsten von Brandenburg, von Sachsen, von der Pfalz und so viele andere protestantische Fürsten und Reichsstädte den vollsten Gebrauch machten, nämlich das Recht zu reformiren: Cujus regio, ejus religio. Das Reformationswerk Ferdinands in seinen Landen war daher *durchaus gerecht*, umsomehr als es sich darum handelte, seine Völker im wahren katholischen Glauben zu erhalten. Es zeugt deshalb von grosser Einseitigkeit und wenig Rechtssinn, wenn Geschichtsschreiber den Erzherzog als Fanatiker und Verfolger der Protestanten hinstellen, während den protestantischen Fürsten dasselbe Vorgehen gegen Katholiken, die Protestanten werden oder das Land verlassen mussten, hoch angerechnet wird. Ferdinand unternahm das Werk der katholischen Reformation auch *nicht planlos*; er hatte alles lange und wohl erwogen. Von verschiedenen Seiten wurden dem jungen Fürsten, gleichwie in anderer Beziehung bezüglich der Regierung seiner Länder, so hauptsächlich über die Förderung der katholischen Interessen treffliche Vorschläge gemacht. Vor allen verdient die Berathung seines Oheims, des Herzogs Wilhelm von Bayern, der „*Regentenspiegel*“, hier eine Erwähnung. „Der Erzherzog möge sich — also heisst es darin — die Religion und unseres heiligen Glaubens Sachen vor allen Dingen ernstlich und eifrig angelegen sein lassen, damit die von Gott Ihm anvertrauten Unterthanen, wenn nicht alle zugleich, doch die meisten in den rechten Schafstall zurückgebracht würden. Jedenfalls möge Ferdinand nicht Neues weiter in praejudicium Ecclesiae et Religionis catholicae bewilligen, sondern sich äusserst befeissigen, alles wieder zu *recuperiren*.“ Ferner empfiehlt der Herzog seinem Neffen, er möge um *gute katholische Rätthe* sich umsehen und insbesondere

„stets wenigstens einen gelehrten und gottesfürchtigen Mann geistlichen Standes und Theologen (theologum) um sich haben; seine Dienerschaft, zumal in seiner unmittelbaren Umgebung, Kammerdiener, Aerzte u. s. w., sollten nur aus katholischen Personen bestehen; von ihnen möge er das Bekenntniß des Glaubens verlangen und insbesondere dieselben öfter zum Empfange der heiligen Sacramente, der Beicht und Communion, anhalten, wodurch ohne Zweifel mehr Glück und Segen bei allem sein werde.“ — „Ferdinand solle sich hüten vor den *Kanzlei-Christen*; niemand sei mehr zu meiden, als die *politischen Christen* (,wollte sagen *Maul-Christen*). Zu der religiösen Reform des Landes solle er sich besonders der Gesellschaft Jesu bedienen, vorzüglich zur Heranbildung eines tüchtigen Clerus. Gottes und der Kirche Gebote müssten von Ihm zuerst treulich gehalten werden; dann würden sie auch anderen heilig sein. — Ergötzlichkeiten dürfe er nicht dem Nöthigen vorziehen und nicht zum Geschäft werden lassen.“

Ferdinand befolgte als Regent getreu die Rathschläge des Oheims. Die Obsorge um den Glauben und die Religion der Unterthanen galt ihm als die erste unter den Pflichten des Fürsten; ihr sei alles nachzusetzen; ihretwegen müsse der Fürst auch Opfer zu bringen und zu dulden wissen; das war seine innerste Ueberzeugung, und wiederholt erklärte er, auch schriftlich: „*Mit Gottes Hilfe eher das Leben lassen und Land und Leute verlieren, als der Religion zum Nachtheil etwas vergeben zu wollen.*“ Daher wurzelte sein wohlüberlegter Entschluss, die katholische Religion in seinen Landen wiederherstellen zu wollen, in seiner religiösen Ueberzeugung; dies erhellt noch weit mehr aus der Art der Ausführung seines Reformationswerkes und aus der Wahl seiner Mittel.



6.

## Gründung der Marianischen Congregation der Akademiker in Graz. 1595.

Alle Geschichtschreiber, auch die protestantischen, heben hervor, dass bei der Wiederherstellung des Katholicismus in Graz und überhaupt in Innerösterreich einen nicht geringen Antheil die *Marianische Congregation* gehabt habe. Die Gründung der akademischen Congregation fällt in das nämliche Jahr, in dem Ferdinand aus Ingolstadt zurückkehrte, und es liegt die Vermuthung nahe, dass er selbst, bereits Sodale, zu dieser Gründung den Anstoss gegeben habe, umsomehr, da er *als erster* sich in das Namensalbum eintrug und *Protector* der Congregation war. (Primus Sodalitis et Protector.) Es bestand allerdings bereits eine Congregatio de Spiritu Sancto seit langem im erzherzoglichen Convicte, die schon mehrere Jahre vor der Bulle Gregors XIII. 1584 und der darin constituirten Prima Primaria in Rom ins Leben gerufen war. „Zu ihren Verpflichtungen gehörte unter anderem auch der geistliche Beistand in der Sterbestunde. Dieselbe fand viele Freunde und Mitglieder auch ausserhalb des Convictes und erwarb sich so grosses Ansehen, dass auch *Erzherzog Karl* (Vater Ferdinands) derselben beitrug 1582.“ Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass diese Congregation später nach der Constitutions-Bulle Gregors XIII. mit der Marianischen Congregation in Verbindung trat, deren Geist und Ziel sie ja von Anfang an gehabt; sie bestand im Convicte fort, während für die Universität im Jahre 1595 die *akademische* Sodalität unter dem Titel: „*Congregatio Major Verbi incarnati et originaliter immaculatae Virginis* ab Angelo salutatae,“ und für das Gymnasium im Jahre 1602 eine Congregation der grösseren Studenten („Mittleren“ — Rhetoren und Poeten) und später auch eine eigene für die kleineren („Parvisten“) errichtet wurde. Die Garantie dafür, dass alle diese Congregationen von der grössten Wirksamkeit



für das katholische Leben sein mussten, bot „die Fortdauer der geistlichen Bruderschaft nach dem Austritte aus der Akademie,“ wodurch der *Corporationsgeist* mächtig genährt und erhalten wurde. Die formelle Gründung der bedeutendsten, der akademischen Congregation und deren Aggregation an die römische Haupt-Congregation erfolgte im Jahre 1595; am 2. Februar 1596 wurde als erster Rector der Congregation erwählt *Erzherzog Maximilian Ernst*, Bruder Ferdinands II. Dieselbe entfaltete sich bald zu schönster Blüthe. In einem Sodalenverzeichniss dieser Congregation vom Jahre 1714 werden folgende Namen von Mitgliedern aus dem *allerhöchsten Herscherhause Oesterreich* angeführt.

*Erzherzog Ferdinand II.*, später *Kaiser*, erster Sodale und Protector. 1595.

*Erzherzog Leopold*, Bruder Ferdinands, Rector der Congregation, Bischof von Strassburg und Passau. 1596.

*Erzherzog Maximilian Ernst*, Bruder Ferdinands, Rector der Congregation. 1596.

*Erzherzogin Margaretha*, Schwester Ferdinands, Königin von Spanien, Gemahlin Philipp III. 1598.

*Erzherzogin Maria Christina*, Schwester Ferdinands, Gemahlin des Fürsten von Siebenbürgen. 1600.

*Erzherzogin Eleonora*, Schwester Ferdinands, später Klosterfrau in Hall. 1600.

*Erzherzogin Maria Magdalena*, Schwester Ferdinands, Gemahlin des Grossherzogs von Toscana Cosimo II. 1600.

*Erzherzogin Constantia*, Schwester Ferdinands, Gemahlin des Königs von Polen Sigismund III. 1600.

*Erzherzog Karl*, Bruder Ferdinands, Rector der Congregation, Bischof von Breslau und Brixen, Deutsch-Ordens-Meister. 1605.

*Erzherzog Johannes Karl*, der Erstgeborene Ferdinands II. 1618.

*Erzherzog Ferdinand Ernst*, später Kaiser Ferdinand III., der zweite Sohn Ferdinands II. 1620.

*Erzherzog Leopold Wilhelm*, der dritte Sohn Ferdinands II., Bischof von Passau und Reichsverweser in Belgien. 1620.

*Erzherzogin Cäcilia Renata*, Tochter Ferdinands II., Königin von Polen, Gemahlin von Wladislaus IV. 1625.

*Erzherzogin Maria Anna*, Tochter Ferdinands II., Gemahlin von Maximilian von Baiern. 1625.

*Erzherzog Ferdinand Franz*, Sohn Ferdinands III., als gewählter Römischer König Ferdinand IV. 1646.

*Kaiser Leopold I.* 1657.

*Kaiser Josef I.* 1708.

*Kaiserin Amalia*, Gemahlin Josefs I. 1708.

*Erzherzogin Josefa*, Tochter Josefs I. 1708.

*Erzherzogin Maria Amalia*, Tochter Josefs I. 1708.

*Kaiser Karl VI.*, kath. und Apost. König. 1712.

A n d e r e f ü r s t l i c h e M i t g l i e d e r :

*Erzherzogin Maria Anna*, Tochter des Herzogs Wilhelm von Bayern und Gemahlin Ferdinands II. 1600.

*Herzog Albert* von Bayern. 1604.

*Herzog Karl Albert* von Bayern. 1712.

*Herzog Philipp Moritz* von Bayern. 1712.

*Herzog Ferdinand Maria* von Bayern. 1712.

*Herzog Clemens August* von Bayern. 1712.

*Herzog Johannes Theodor* von Bayern. 1712.

*Don Mathias von Oesterreich*, Markgraf. 1613. Rector der Congregation.

*Don Carl von Oesterreich*, Markgraf. 1617.

*Eduard von Portugal*. 1642.

*Aloysius Prinz von Este*. 1668.

Ausser diesen Mitgliedern aus fürstlichen Familien enthält das genannte Verzeichniss noch Hunderte von Namen edler Mitglieder der Congregation, Cardinäle, Bischöfe, Grafen, Barone, so dass wohl kaum ein katholisches Adelsgeschlecht in Innerösterreich existirte, das nicht durch seine Söhne in der Reihe der Sodalen vertreten wäre.

Es seien hier nur noch die Namen von drei Blutzegen des Glaubens genannt, die gleichfalls der Grazer Congregation angehörten: *Johannes Sarcander*, der am 6. November 1604 als Sodale aufgenommen, und am 17. März 1620 in Olmütz von den Unkatholischen dem Feuertode übergeben wurde; *Marcus Crisinus*, am 26. August 1607 in die Sodalität aufgenommen und am 7. September 1619 in Kaschau nebst zwei anderen Martyrern von den Protestanten getödtet; *Zacharias Anthelius*, am 2. December 1612 in die Congregation aufgenommen und am 21. September 1624 in Upsala für seinen katholischen Glauben hingerichtet.

Allein aus diesen Namen lässt sich schon der Schluss ziehen, in welcher Blüthe diese Congregation stehen musste, und dass

dieselbe wirklich ein treffliches Mittel war, um den katholischen Sinn zu stärken, katholische Religionsübung zu pflegen und dem Protestantismus durch Wiederbelebung der katholischen Kreise entgegenzuarbeiten.

Denn der Zweck, das Wesen und das ganze Institut der Marianischen Congregation besteht ja in nichts Anderem, als dass sie Standesgenossen vereinigt, welche im gleichen Sinne wirken und katholisches Leben, Eifer im Dienste Gottes, Ausübung der religiösen Pflichten und besonders die Verehrung der seligsten Jungfrau Maria bei sich und bei Andern nach Kräften unterhalten und pflegen. Die Marianische Congregation bezweckt in erster Linie *standesgemässe Vollkommenheit der Mitglieder* und empfiehlt zu diesem Ende den häufigen Empfang der Sacramente, gemeinschaftliche religiöse Uebungen, Belehrung und Erweiterung der religiösen Kenntnisse. Die Congregation hat aber auch einen apostolischen Beruf, und will, dass ihre Mitglieder durch ihr gutes Beispiel, durch Uebung solider Tugenden, durch freundschaftliches Zusammenhalten und Zusammenwirken, durch Wort und That unter dem Schutze der Himmelskönigin das Reich Christi verbreiten, d. h. durch *ein Apostolat des Beispiels und Gebetes* auf weitere Kreise Einfluss nehmen, um überall den echt katholischen Geist zu wecken, zu fördern, zu erhalten. „Es ist unglaublich, — sagt daher mit Recht Benedickt XIV. in seiner goldenen Bulle über die Marianische Congregation —, welch' grosser Nutzen aus dieser frommen und lobwürdigen Stiftung für Personen aller Stände erwachsen ist. . . . Deshalb hielten wir es für eine Pflicht unseres Hirtenamtes, diese Werke gründlicher Frömmigkeit, wodurch die christliche Tugend und das Heil der Seelen so sehr gefördert werden, mit unserer Apostolischen Machtvollkommenheit zu schützen und zu befördern.“

Das Lob, welches hier der Congregation im Allgemeinen gespendet wird, gebührt insbesondere jener in Graz, die unter Ferdinand ins Leben getreten war, und die unter seinem Protectorate einen so herrlichen Eifer für Tugend und Glauben, vor allen für die Förderung des katholischen Lebens entwickelte.

Ferdinand selbst leuchtete allen durch sein Beispiel voraus. Wie religiös insbesondere das ganze Werk der Reformation von ihm betrachtet und angefasst wurde, bekundet seine *Wallfahrtsreise nach Loreto und Rom*, die er mit einigen seiner Hofherren im Jahre 1598 unternahm, um dort zuvor diese Angelegenheit im

eifrigen Gebete dem göttlichen Schutze und der Himmelskönigin zu empfehlen. In der Kirche des heiligen Hauses beichtete er und empfing mit seinem ganzen Gefolge die heilige Communion.

Unter den Anregungen, welche die Andacht und Gnade an dieser heiligen Stätte in ihm hervorrief, machte er das Gelübde, *seinen Ländern die katholische Religion zurückzugeben*. Dadurch hat der Erzherzog allen Marienverehrern und besonders den marianischen Sodaln ein herrliches Beispiel gegeben, wie man wichtige Unternehmungen beginnen soll. „Beinahe niemals unternahm Ferdinand etwas von Wichtigkeit, sagt P. Lamormain, ohne früher eine Wallfahrt oder doch ein bedeutendes geistliches Werk oder Geschenk zu geloben; und er sagte selbst, nie habe er die glorreiche Jungfrau um etwas angefleht, das er nicht erlangt hätte.“ In diesem seinem festen Vertrauen auf Gottes Schutz und die Hilfe Marias begann er nun das Werk.



## Das katholische Reformationswerk in Innerösterreich.

Ferdinand unternahm das Werk der Wiederherstellung des Katholicismus in derselben Ueberzeugung, in der er später sich äusserte: „Lieber wollte ich auf alle meine Königreiche Verzicht leisten, als wissentlich eine Gelegenheit verabsäumen, dem wahren Glauben wieder aufzuhelfen. Lieber würde ich von Wasser und Brot leben, lieber mit einem weissen Stäblein in der Hand sammt Weib und Kindern die Heimat meiden: lieber von Haus zu Haus das Brot betteln, ja lieber mich in Stücke zerreißen lassen, als länger die Unbill dulden, die bisher in meinen Ländern gegen Gott und die Kirche ist verübt worden.“

Nur in diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn er Manchen, die vor dem Schritte warnten, wirklich gesagt haben sollte: „Ich will Oesterreich katholisch machen, und wenn's Graz gilt.“

In welcher Absicht ferner Ferdinand vorging, bezeugt er selbst: „Die Unkatholischen irren, wenn sie meinen, indem ich den Irrthum verbiete, seie ich ihnen Feind. Nicht nur hasse ich sie nicht, sondern liebe sie. Wäre dies nicht der Fall, so würde ich sie ihrem Irrthume überlassen. Selbst auf Kosten meines Lebens möchte ich ihr Heil fördern. *Wüsste ich, dass sie durch meinen Tod dem wahren Glauben wieder gewonnen werden könnten, willig würde ich dem Scharfrichter meinen Nacken darreichen.*“

Bald nach seiner Rückkehr aus Loreto und Rom 1598 erliess Ferdinand sein erstes Decret gegen die protestantischen Prädicanten, denen er zunächst in Graz, dann in Judenburg und allen anderen Städten und Märkten seiner Länder befahl, binnen 14 Tagen jede Religionsübung, das „ganze Stift-, Schul- und Religionsexercitium,“ einzustellen und innerhalb dieses Termines das Land zu verlassen und nicht mehr zu betreten, „bei Verlust Leibes und Lebens.“

Dieses Decret veranlasste viele Gegenvorstellungen; aber Ferdinand blieb unerschütterlich; und als die Protestanten sich weigerten, zu gehorchen, und Schutz wider den Landesherrn suchten, erfolgte ein noch gemessenerer Befehl, und die Prädicanten säumten nun nicht länger und verliessen Graz, dann auch die anderen Städte von Steiermark, Kärnten und Krain. Uebrigens traf Ferdinand selbst solche Vorsichtsmassregeln, dass alles ohne Aufruhr, ja ohne grosses Aufsehen vor sich ging. Wenn die Länder Innerösterreichs von der eingedrungenen Häresie gereinigt und der katholischen Religion dauernd zurückgewonnen wurden, danken sie dies vor allem dem weisen und thatkräftigen Vorgehen des fürstlichen Sodalens.

Nach dem Abzuge der Prädicanten stellte der Landesherr *allen seinen protestantischen Unterthanen* in seinen drei Ländern es frei, zu wählen zwischen der Alternative: entweder zur katholischen Kirche zurückzukehren, oder aber ihre Habe zu verkaufen und nach Erlegung des „zehnten Pfennigs“ das Land zu verlassen. Viele Protestanten, besonders aus den reicheren Ständen, verliessen das Land, unter diesen auch *Mathias Graf Thurn*, der später als unversöhnlicher Gegner Ferdinands in Böhmen auftrat; die meisten aber kehrten zur katholischen Kirche zurück.

Man hat wegen dieser Massregel oft genug den Erzherzog Ferdinand als Fanatiker hingestellt und beschimpft, aber er that nichts Anderes, als was die protestantischen Fürsten überall in Deutschland gegenüber ihren katholischen Unterthanen gethan hatten und thaten, da man dieselben zum Protestantismus zwang. „Ferdinand hat bei seinen Verfügungen gegen den eingeschlichenen Abfall von der Kirche weder die Schranken seiner landesherrlichen Befugnisse noch die Reichsgesetze ausser Acht gelassen,“ sagt Hurter. Ausserdem ging Ferdinand mit möglichster Rücksicht bei der Durchführung seiner Gesetze zu Werke, wie überhaupt seine Regierung durchaus milde und massvoll war, und er mit der grössten Sorge auf das Wohl seiner Länder bedacht war; dieses Lob mussten ihm auch seine protestantischen Unterthanen ertheilen.

Es konnte daher allen den religiösen Vorkehrungen, welche der Landesherr in der vollsten Ueberzeugung seines gläubigen Herzens ganz im Interesse sowohl seiner Unterthanen, als der katholischen Kirche getroffen hatte, ein bedeutender Erfolg nicht fehlen. Auf Ostern, d. J. 1601 gingen allein in Graz wieder über



4000 Personen zum Empfange der heil. Sacramente; das Frohnleichnamsfest wurde unter Gesang und Musik in feierlichster Weise begangen; 33 Fahnen nahmen theil und der Zug bewegte sich auf das Geheiss des Erzherzogs auch durch die Vorstädte. Der Landesherr selbst betheiligte sich nebst seinen Brüdern an der Procession, und obgleich es zu regnen begann, wollte er doch dem zahlreich erschienenen Volke mit dem Beispiele der Ausdauer vorangehen. „Ueberhaupt — bemerkt Hurter über den Umschwung im katholischen Leben nach den Religions-Decreten Ferdinands — wurden die Christenpflichten, Besuch des Gottesdienstes, Empfang der heil. Sacramente u. a. fortan wieder freudig erfüllt. Die Predigten wurden fleissig besucht, Processionen zogen andächtig auf Strassen und über das Gefilde, die alten katholischen Lieder ertönten wieder, rasch schwand jede Erinnerung an die Trennung von der Kirche.“

Dennoch ist es leicht denkbar, dass nicht der blosser Befehl des Landesfürsten einen solchen Umschwung herbeiführen konnte. Die landesherrliche Verordnung konnte allerdings den Protestantismus verbieten und die Prädicanten entfernen; aber zu einem Aufblühen des inneren katholischen Lebens bedurfte es noch anderer Factoren. Ferdinand war ebenso einsichtsvoll, dies zu erkennen und nach solchen Hilfen sich umzusehen, als glücklich, sie in der That zu finden: es waren dies einerseits tüchtige Bischöfe und ein eifriger Welt- und Ordens-Clerus, andererseits gut geleitete Schulen, Lehr- und Bildungs-Anstalten und die Marianischen Congregationen. Da wir die Thätigkeit der Marianischen Sodalen bereits erwähnten, mögen die übrigen hauptsächlichsten Mittel und Hilfen zur Wiederherstellung des Katholicismus in Innerösterreich jetzt noch eine kurze Besprechung finden.



## Weitere Hilfen bei dem katholischen Reformatiionswerke.

Die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nach dem Concil von Trient (1545—63) war die Zeit grosser Bischöfe und grosser Heiliger, die als Helden im Kampfe mit der Reformation sich bewährten. Es seien nur hier die Namen des hl. Papstes Pius V., des hl. Karl Boromäus, des hl. Thomas von Villanova, des hl. Franz von Sales, des hl. Philipp Neri, des sel. Petrus Canisius erwähnt; in allen Ländern erstanden tüchtige, eifrige, heilige Männer, welche die katholische Kirche im wahren Sinne reformierten, nicht durch Verachtung der kirchlichen Satzungen, sondern durch eine genaue Beobachtung und Durchführung der Verordnungen des allgemeinen Concils von Trient. Man kann darin einen besonderen Beweis der göttlichen Güte und Vor-schung gegen seine Kirche nicht verkennen. Auch *Innerösterreich's* Länder waren von dieser besonderen Fürsorge Gottes nicht ausgeschlossen. Ferdinand fand in tüchtigen Bischöfen und eifrigen Priestern die bedeutendste Stütze für seine Reformen. Zu diesen Männern zählte vor allen der Lehrer und Erzieher Ferdinands, *Bogenrin* (Wagenring), ein Zögling des Collegium Germanicum, der später als *Bischof von Triest* „reich an Tugenden“ starb. Ebenso ausgezeichnet war *Martin Brenner*, Fürst-Bischof von Seckau, welcher an der Spitze der Commission stand, die beauftragt war, die protestantischen Prädicanten und Lehrer im Jahre 1600 aus dem ganzen Lande zu entfernen und den Katholicismus wieder einzuführen.

Würdig stand ihm zur Seite der *Bischof von Laibach*, *Thomas Crön*, der durch seine Predigten und seinen apostolischen Eifer im Vereine mit dem Jesuiten P. *Heinrich* viele Diöcesanen in den Schoos der katholischen Kirche zurückführte. Er stellte im Jahre 1601 die seit vielen Jahren in Vergessenheit gekommene

Frohnleichnamsp procession wieder her, die mit grosser Festlichkeit begangen wurde. So fand der katholische Glaube allmählig wieder Eingang in den Gemüthern, da die landesherrlichen Befehle wohl die Religionsübung der Protestanten verbieten, aber nicht zur katholischen zwingen wollten.

Der bedeutendste unter den Bischöfen Innerösterreichs in dieser Zeit ist wohl der *Bischof von Lavant, Georg Stobeus*, gebürtig aus Braunsberg, ein Oberhirte von allseitiger Thätigkeit, ein fürstlicher Berather und Geschäftsträger von erprobter Treue, ein gelehrter Theologe, ein Charakter voll Anmuth, Milde und Heiterkeit, der ebenfalls im Collegium Germanicum seine Ausbildung empfangen hatte. Er war 34 Jahre Bischof in Lavant, seit 1579 zwölf Jahre Statthalter von Innerösterreich und hatte im Jahre 1608 den jungen Erzherzog Karl, Erzbischof von Breslau, in sein Amt einzuführen. „*Die Seele alles dessen, was im Lande zur Niederhaltung der Häresie und zur Restauration des Katholicismus geschah, ist Stobeus gewesen,*“ sagt Cardinal Steinhuber. Im Jahre 1598 musste er für Ferdinand ein Gutachten ausarbeiten (De auspicianda religionis reformatione), welches für die katholische Reformation als Norm galt.

Ausgezeichnete Bischöfe waren ferner *Andreas von Spaur* († 1601) und dessen Nachfolger *Jacob von Lamberg*, beide Oberhirten von Gurk, letzterer ebenfalls in Rom ausgebildet.

Auch in Seckau wirkten einflussreiche Männer; ausser Brenner sei noch *Jacob Eberlin* erwähnt, der ruhmvoll seine Diöcese regierte. In Judenburg war der Hauptvertreter der katholischen Gegenreformation *Sigmund Rebhan*, gleich seinem Fürst-Bischof Eberlin ein Germaniker. Rebhan reformirte das Benedictinerinnenstift Göss, dessen Aebtissin Regina von Schrattenbach war, ersetzte im Auftrage Ferdinands den protestantischen Prediger in Eisenerz durch einen katholischen Geistlichen und that sich durch Eifer und Wissen so hervor, dass die Protestanten bezeugten: „Rebhan habe einen grossen Kopf mit allerlei Sinn und Witz, und übertreffe alle vorigen stattlichen und adeligen Schaffer, Secretäre und andere vernünftige Officiere, Kapläne und Priester.“

Im Ennsthale wurde die katholische Reformation besonders durch den tüchtigen *Abt von Admont, Johann Hoffmann*, betrieben und vor Ende des Jahres 1599 der Katholicismus wieder hergestellt. In einem anderen Theile Steiermarks war es der *Probst von Stainz, Jakob Rosolenz*, ein Zögling der Grazer Schule,

der dem katholischen Glauben grosse Dienste leistete und auch in einer werthvollen Schrift über die katholische Reformation in Steiermark Ferdinand gegen die Anklage „tyrannischer Verfolgung“ vertheidigte. — Alle diese und viele andere ausgezeichnete katholische Bischöfe, Prälaten und Priester waren es, welche dem Erzherzog in seinem Werke getreulich zur Seite standen.

Ausserdem war der Landesherr sehr darauf bedacht, ganz nach dem Rathe des Herzogs von Bayern, tüchtige Geistliche heranbilden zu lassen. Deshalb empfahl er nicht bloss manche hoffnungsvolle Candidaten nach Rom ins Germanicum, sondern er sicherte auch die vom Erzherzog Karl bereits errichteten Stiftungen, nämlich einerseits das erzherzogliche Convict, aus dem viele ausgezeichnete Männer geistlichen und weltlichen Standes hervorgingen (auch der obengenannte Jakob Rosolenz), und anderentheils das *Ferdinandeum*, ein Erziehungshaus für arme Studierende, welches Ferdinand im Jahre 1602 reichlich fundirte, mit der Bestimmung, „um dem durch das Lutherthum erstandenen Mangel an gelehrten Leuten katholischen Glaubens abzuhelpen.“

Vor Allem aber ging Ferdinands Absicht dahin, die an Zahl der Zöglinge bedeutend erweiterte Studienanstalt (Gymnasium und Universität) nun auch entsprechend einzurichten.

Am 1. Jänner 1602 kam Ferdinand in das Collegium (der Jesuiten) zu Tische, und indem er dem Rector und den Versammelten ein glückliches neues Jahr wünschte, zog er ein in Purpurseide gebundnes, mit silberner Kapsel versehenes Diplom hervor, welches er dem Rector als Neujahrsgeschenk überreichte. *Es war die Haupt-Stiftungsurkunde des Collegiums und der Universität. „Ferdinand wurde hiedurch in der That der zweite Stifter unserer Lehranstalt,“* sagt Peinlich mit Recht.

Da alle diese Institute in den Händen der Gesellschaft Jesu waren, so ist ersichtlich, wie sehr Ferdinand auf den Rath des Herzogs von Bayern hörte, sich besonders der Jesuiten in der Heranbildung des jungen Clerus zu bedienen. Der Verkehr des Erzherzogs in dem Collegium zu Graz war ein sehr vertrauter, und so kam es, dass das Collegium nebst all seinen Schülern an den freudigen wie traurigen Ereignissen der erzherzoglichen Familie den innigsten Antheil nahm. Die Hochzeit der *Erzherzogin Anna*, sowie ihr früher Tod als Königin von Polen, die Heirat der *Erzherzogin Margaretha mit Philipp III.* von Spanien, die Rückkehr der Erzherzogin-Mutter Maria aus Spanien, all dies

waren Anlässe zu grossartigen akademisch-theatralischen Vorstellungen, besonders aber *die Feier der Hochzeit Ferdinands selbst mit der Herzogin Anna Maria von Baiern* im April 1600, deren Festlichkeiten acht Tage lang mit nie gesehener Pracht begangen wurden. „Ferdinand, stolz auf die Blüthe seiner Akademie, versäumte nie, die hohen Gäste seines Hofes auch in das Collegium zu führen,“ und sprach es bei solcher Gelegenheit unverhohlen aus, er sehe seinen Herzenswunsch in Erfüllung gehen, nämlich „*um die Verbreitung wahrer Frömmigkeit auf der ganzen Welt sich einiges Verdienst zu erwerben.*“ Jedenfalls ist es das Verdienst Ferdinands, seinen Erblanden durch seine Energie und durch viele, grosse Opfer, besonders durch seine Stiftungen von Lehranstalten, den katholischen Glauben wiedergegeben und erhalten zu haben.



9.

**Ferdinands äussere Thätigkeit. Tod seiner Mutter.  
1608.**

Nicht bloss in den inneren Angelegenheiten seiner Länder zeigte der junge Regent Einsicht und Energie, er wusste auch seine Rechte und Länder gegen äussere Angriffe mit Kraft zu vertheidigen. Er hatte verschiedene Kämpfe mit den Türken an der ungarischen und kroatischen Grenze zu führen, und war auch in einen Krieg mit Venedig verwickelt, in welchem der jugendliche *Waldstein* seine erste bedeutende Waffenthat durch die Rettung der Festung Gradiska vollführte und nun fernerhin lange Jahre als treuer Freund in Ferdinands Diensten stand.

Das entschlossene Auftreten des Regenten von Innerösterreich sowohl im Inneren, wie nach Aussen hatte ihm das volle Vertrauen des Kaisers Rudolf II, gewonnen. Schon um das Jahr 1601 soll ihm der Kaiser die Beförderung zum römischen König zugesichert haben, und im Jahre 1606 ernannte Rudolf ihn zu seinem Vertreter auf dem Reichstage zu Regensburg mit Uebergehung seines eigenen Bruders Mathias.

Nicht nur Mathias war durch diese Anordnung gekränkt, sondern auch die protestantischen Kurfürsten waren dadurch verstimmt, da Ferdinand in ihren Augen „zu sehr auf den Rath der Jesuiten horchte, den Anstiftern der hitzigen Persecutionen“ in Steiermark.

Ferdinands Klugheit zeigte sich bei dieser heiklen Sachlage vortrefflich: Seine Persönlichkeit überwand in der Folge nicht nur alle Bedenken der Kurfürsten, sondern wusste auch in dem leidigen Bruderzwiste Rudolfs mit Mathias in besonnener Weise zu vermitteln. Allerdings verlief der Reichstag fruchtlos, und die



Abreise des Erzherzogs, nach halbjährigem Mühen, wurde durch die Todesnachricht seiner geliebten Mutter, der Erzherzogin Maria, beschleunigt. Ihr Abscheiden von dieser Welt war so erbaulich, dass einige Züge hieher gesetzt zu werden verdienen.

Als der Beichtvater ihr auf dem Todesbette Muth und Vertrauen zusprach, sagte die Erzherzogin heiteren Blickes: „Mein Pater! Gott ist mein Zeuge, wie fest ich glaube, dass Er mir wieder zur Gesundheit helfen, ja, wäre ich schon gestorben, wieder lebendig machen könnte. *Aber ich begehre aufgelöst zu werden und bei Ihm zu sein. Ihm habe ich mich schon ganz aufgeopfert.* . . . Deswegen bitt' ich Euch, dem Orden der heiligen Clara mich einzureihen; ich will vollkommen der Welt absagen.“

Darauf versammelte die Sterbende ihre Kinder um ihr Bett und sagte zu ihrer Schwiegertochter, der Gemahlin Ferdinands: „Hab' ich Euch es nicht gesagt, dass ich meinen lieben Ferdinand auf dieser Welt nicht mehr sehen werde; nun müssen wir scheiden. . . . Mein liebes Enkelein lasset Euch um meinetwillen noch mehr befohlen sein und ziehet es auf zu allem Guten und in der Furcht des Herrn.“

Dann gab sie ihr und ihren Kindern den Segen: „*Meine Kinder! Wollet ihr Glück haben, so liebet einander. . . . Bleibet so, wie ich Euch auferzogen habe, und in dem, was ich gelehrt habe.*“

Sie rief dann noch ihre ganze Dienerschaft an ihr Bett, reichte allen die Hand und bat alle Umstehenden um Verzeihung. Als sie nun die heilige Oelung erhalten, erneuerte sie ihr Verlangen um Aufnahme in den Sct. Clara-Orden; es wurden ihr die Hände mit der Stola umwunden, und sie sprach mit vernehmlicher Stimme die feierliche Profession der Gelübde aus. Von nun an wollte die Sterbende von zeitlichen Dingen nichts mehr wissen und betete öfters das Gebet des heil. Ignatius, „Seele Christi, heilige mich,“ u. s. f., das ihr auch in den letzten Augenblicken vorgesprochen werden sollte. —

Die Erzherzogin verstarb am Feste der heil. Katharina von Siena, die sie stets sehr verehrt, zur selben Zeit, während für sie unter allgemeiner Betheiligung ein Hochamt gehalten wurde. Es fiel das Fest der heil. Katharina auf einen Dienstag, welchen Tag der Woche die Erzherzogin seit dem Tode ihres Gemahls als Fasttag beobachtet hatte. Sie hatte schon lange zu Lebzeiten angeordnet, dass ihr Leichenbegängniss ohne jedes Gepränge

stattfinde; nicht als Fürstin, sondern als Magd des Herrn, im Kleide einer Schwester wolle sie begraben werden, und zwar in dem von ihr gestifteten Clara-Kloster.

Sobald ihr Tod in Graz bekannt wurde, erfüllte Trauer die ganze Stadt; die Armen und Nothleidenden jammerten auf offener Strasse: „Gott hat unsere gnädigste und barmherzige Mutter von uns genommen.“

Diese eminent katholische Fürstin vereinigte mit der Energie ihrer Zeitgenössin, der Königin Elisabeth von England, eine seltene Frömmigkeit und solide Tugend. Ausserordentlich erbauend ist die Characteristik, die Hurter von der Erzherzogin dem „Bild einer christlichen Fürstin“, entwirft. „Ihr zeitliches Dasein kann mit der vollsten Wahrheit ein fortlaufender Gottesdienst genannt werden. Jeden Tag stand die Erzherzogin frühzeitig auf, später als fünf Uhr niemals. Ihr Erstes war, den wach gewordenen Geist in Gebet und Betrachtung in Gott zu versenken. In tiefster Andacht hörte sie dann drei heilige Messen, bisweilen sogar vier, auf Reisen immer zwei. Zwischenein las sie geistliche Bücher. Wie sie mit Gebet jeden Tag begann, so schloss sie denselben; sie betete die Litanei, las das Evangelium und die Lesestücke für den folgenden Tag und schloss mit der Gewissenserforschung; im Bette war ihr Angesicht gegen ein Kreuzbild gerichtet. — Wöchentlich pflegte sie wenigstens einmal zu beichten, jeden Sonntag mit ihrem Hofstaat, in den späteren Jahren mit ihren Kindern, sodann die heil. Communion zu empfangen. An jedem Festtage wohnte sie dem öffentlichen Gottesdienste bei in Begleitung ihrer Kinder und ihres Gefolges. So sehr lag ihr daran, überall das religiöse Leben zu wecken, dass sie oft bei Feierlichkeiten die Geistlichen fragen liess, ob die Zahl der Beichtenden und Communicierenden gross gewesen sei.

Ebenso fleissig war sie bei den Predigten anwesend; fand sie durch eine besonders sich angesprochen, so musste sie ihr wohl auch schriftlich zugestellt werden. Noch bis jetzt hat sich aus ihrem Nachlass ein Bund handschriftlicher Gebete, Lieder, liturgischer Erklärungen erhalten, jedes Blatt mit einer Aufschrift von ihrer Hand versehen. Bei öffentlichen Gebeten und Aussetzung des Allerheiligsten mussten nicht allein ihre Töchter, Gefolge und Kammerfrauen wechselweise der Reihe nach sich einfinden, sondern sie selbst ging allen insgesamt mit dem besten Beispiele voran, länger als die angewiesene Stunde vor dem Allerheiligsten zu

knieten.\*) Wurde sie von ihren Kindern um Rath und Hilfe angegangen, war ihre Antwort: „Meine Kinder: Nehmt im Gebete eure Zuflucht zu Gott. Betet auch fleissig für die armen Seelen und lasset Messen für sie lesen; sicher werdet ihr dann Hilfe erhalten.“ Bei jeder Gelegenheit betheiligte sich die Erzherzogin an Processionen und machte oft Wallfahrten zu den verschiedensten Gnadenorten. Ausserordentlich schätzte sie die Reliquien der Heiligen, und gab zu deren Fassung die kostbarsten Kleinodien, Perlen und Edelsteine her. In ihrer Häuskapelle, die stets ihr Augapfel war und mit der grössten Sorge gepflegt wurde, vereinigte sie zwei Schätze: jene des Glaubens, die Reliquien, und jene der Welt, Gold und Edelsteine, worin die Reliquien gefasst waren.“

Nicht bloss selbst pflegte sie die Religiösität, sondern suchte auch mit allem Eifer und grossem Geschick andere zu bestärken und auf den rechten Weg zurückzuführen. Als einst die Protestanten ihren Gemahl mit Ueberreichung eines schön gebundenen Gesangbuches beredeten, ihrem Gottesdienste beizuwohnen, hielt sich die Erzherzogin verpflichtet, das zu verhindern. Als der Erzherzog an dem verabredeten Tage zur Thüre hinausgehen wollte, begegnete ihm die Gemahlin, den kleinen Ferdinand an der Hand führend und ein anderes Kind auf dem Arme. „Wo gehen Ewer Liebden mit den Kindern hin?“ fragte der Erzherzog. „Nach Baiern, in meine Heimath; denn hier sind sie in diesem Augenblick in der höchsten Angelegenheit ihres Heiles gefährdet,“ versetzte die Gemahlin. Carl verstand den Wink und sagte: „Bleiben wir beide zu Haus,“ und kehrte wieder um. Ebenso nachdrücklich verwendete sich die Erzherzogin in anderen Kreisen für den katholischen Glauben. Bisweilen erschien sie in Adels-Familien mit einem kleinen *Bilde der heil. Jungfrau*, (dasselbe befindet sich noch im Kloster der Ursulinerinnen in Graz), und stellte mit bewegten Worten dar, wie man doch den alten Glauben verlassen und *Diese* (Maria) unter die gewöhnlichen Frauen herabwürdigen könne?

---

\*) „Ein starkes Convolut von Blättern mit dem Namen jener, die sich für jede Stunde zum Gebete einzufinden hatten, ist noch vorhanden, wie vielleicht nach zwei Jahrhunderten — die Namen für Quadrillen und Contretänze aus jetziger Zeit sich vorfinden könnten,“ bemerkt Hurter ein wenig schneidig.

Dem Glauben und der Tugend der Religion entsprach das ganze übrige Leben der Erzherzogin, und es ist schwer zu sagen, ob ihr Glaube tiefer und glühender, oder ihre christliche Liebe wärmer und umfangreicher gewesen sei. Ihr Grundsatz war: *Almosen macht nicht arm, Kirchengehen versäumt nicht*. Jährlich verwendete sie grosse Summen für Hilfsbedürftige aller Art, bei denen sie einfach „die Mutter“ hiess, für Stiftungen, für den Gottesdienst. Persönlich besuchte und bediente sie die Kranken, trotz deren ekelerregenden Krankheiten; sie speiste die Armen (seit dem Tode ihres Gémahls allwöchentlich zwölf) und es hiess sogar, durch sie würden mehr Bettler nach Graz gezogen, als je zuvor. Auf die Bemerkung des Obersthofmeisters, dieser oder jene habe schon erhalten, sagte sie: „Gebet ihnen nochmals, wir geben es ja Gott in den Armen.“ Insbesondere unterstützte sie arme Studenten im Convicte. „Arme und Kranke sind ein besonderer Gegenstand fürstlicher Sorge,“ das stand bei ihr fest. Solche Tugend hält nicht Stand, ohne gründliche Demuth und Strenge gegen sich selbst. In dieser Hinsicht musste ihr Beichtvater nicht selten ihr eine Schranke setzen, und als einst ihre Kammerfrau zufällig bei ihr einige Abtödtungswerkzeuge entdeckte und bemerkte: „Ew. Durchlaucht leben all zu streng,“ versetzte die Erzherzogin nicht ohne einige Heftigkeit: „Wie sollte ich das nicht, da ich eine grosse Sünderin bin.“

Bei einer solchen Tugend kann nicht überraschen, was Hurter erzählt: „Gleich ihrer Schwägerin, der verwittweten Kaiserin und deren Töchtern, Mariens Muhmen, Elisabeth, König Karls IX. von Frankreich Wittwe, und Margaretha, deren die erste, wie so viele fürstliche Frauen, in den dritten Orden des heil. Franz getreten war, die andere zu Wien das Königinkloster gestiftet und in dasselbe sich zurückgezogen hatte, die dritte in voller Jugendblüthe den Nonnenschleier den Kronen Spaniens und beider Indien vorzog, gedachte auch Maria, wenn einst in ihrem Sohne dem Lande ein Regent, seinen minderjährigen Geschwistern ein Vater würde herangereift sein, in ein Kloster sich zurückzuziehen.“ Nur die Sorge um die Kinder hielt die Fürstin von der Ausführung des Vorhabens zurück; doch bereits seit dem Jahre 1594 führte sie das Gewand des Ordens der heil. Clara stets auf allen Reisen mit sich; sie wollte darin sterben; 1602 gründete sie das Clara-Kloster in Graz, in welchem sie manchen Tag und manche Nächte zubrachte; sie hatte eine gewöhnliche Novizenzelle, an deren Thür



Erzherzogin Maria,  
die Mutter Ferdinands II.





die Aufschrift war: „1603. Schwester Maria, Erzherzogin.“ Dauernd aber war sie noch nicht in dem Kloster. Daher ist ihre Profess auf dem Sterbebette erklärlich und ihr Wunsch, im Kloster begraben zu werden. So geschah es. Nur *ihr Herz* sollte nach dem Willen der Erzherzogin in der Gruft ihres Sohnes Ferdinand beigesetzt werden. Daher kamen sämtliche Mitglieder der Gesellschaft Jesu in Graz bei der Leichenfeier Abends in das Leichengemach der Burg, um dieses Herz in goldenem Gefässe in Empfang zu nehmen.

Ungefähr 10 Jahre später war es, dass *Kaiser Mathias* bei dem von ihm gestifteten Capucinerkloster in Wien die *Habsburger Kaiser- und Familiengruft* herrichten liess, in welcher er selbst und seine Gemahlin als die ersten beigesetzt wurden und nachher alle Mitglieder des Herrscherhauses Habsburg, ausgenommen allein Ferdinand II. Denn, obgleich er selbst es war, der die Kaisergruft in Wien vollendete, so wollte er doch in Graz an der Seite seiner ersten verstorbenen dort beigesetzten Gemahlin begraben werden. Nur *sein Herz* liess er neben der irdischen Hülle seiner Mutter im Clara-Kloster beisetzen, ähnlich wie die Mutter über ihr eigenes Herz verfügt hatte. Mit Recht bemerkt Hurter, dass sich Ferdinands unauslöschliche Liebe zu seiner Mutter dadurch auch nach dem Tode noch bewährte, wie er sie sein Leben lang stets gezeigt und „in der Aehnlichkeit des Charackters am lebendigsten bewährt“ hatte. Daraus lässt sich der Schmerz ermessen, der den Erzherzog bei seiner Heimkehr aus Regensburg erfüllte, als er die Mutter nicht mehr am Leben fand. Sein Leid war um so grösser, je unerwarteter der Schlag kam; sein Leben lang blieb er in besonderer inniger Liebe seiner Mutter eingedenk. Bald nach ihrem Tode wurde der Erzherzog ein wenig aufgerichtet und sein Schmerz etwas gelindert durch die Freude über die Geburt eines zweiten Sohnes, der in der Taufe den Namen *Ferdinand Ernst* erhielt und der später als Ferdinand III. die Kaiserkrone trug.

Der Erzherzog hatte nun noch den letzten Willen seiner verstorbenen Mutter, wie sie ihn im Testament bereits 1591 niedergeschrieben hatte, zu erfüllen. Vor Allem oblag ihm die Sorge für seine Geschwister. Von seinen Schwestern waren alle gut und glücklich versorgt, einzig war *Erzherzogin Magdalena* noch unvermählt daheim, doch bereits zu Lebzeiten der Mutter mit dem Grossherzog von Toscana verlobt. Die verstorbene Erzherzogin hatte persönlich alle ihre Töchter deren Bräutigam zu-

geführt, und die weiten Reisen nach Polen, nach Siebenbürgen, nach Spanien nicht gescheut. Die Erzherzogin *Maria Christina*, die mit Sigismund Báthory, Fürst von Siebenbürgen, vermählt wurde, war einige Jahre hindurch wohl in höchst trauriger Lage, da „der Fürst von Anfang an eine unüberwindliche Abneigung gegen sie empfand und aus den buhlerischen Banden mit Catharina Majláth sich nicht zu entringen wusste.“ Nach vier Jahren des Wankelmuthes und der Heuchelei Báthory's wurde in Rom die Ehe für gelöst erklärt; Erzherzogin Maria Christina kehrte zurück nach Graz, schlug alle weiteren Heirathsanträge aus und trat nach einigen Jahren zugleich mit ihrer Schwester *Eleonora* ins Kloster zu Hall bei Innsbruck ein; auch diese zwei Töchter wurden von der Mutter persönlich ihrem himmlischen Bräutigam zugeführt.

Viel bedeutender, als die Sorge um seine Geschwister, war der testamentarische Auftrag der Mutter an Ferdinand, für die katholische Religion Alles aufzuwenden, und „seine arme Seele nicht in Gefahr zu bringen; ehe möge er in einen unbewohnten Wald sich flüchten und dort in reinem Gewissen Gott dienen. Dem Collegium der Gesellschaft Jesu solle er Vater und Beschützer sein, zumal dasselbe viele Feinde und Verfolger habe. Die Angestellten in allen Aemtern solle er allmählich mit Katholiken besetzen und nichts unterlassen, was den wahren Glauben fördern, den Irrthum beseitigen könnte.“ — Gleich einer Stimme aus dem Grabe der geliebten Mutter tönten diese Ermahnungen des Testaments an das Ohr und Herz Ferdinands bei seiner Rückkehr aus Regensburg, und welchen Eindruck sie auf ihn machten, lässt sich bei seiner Liebe zu seiner Mutter leicht errathen: sein ganzes Leben ist ein Beweis, wie sehr der Sohn sich bemühte, das Testament der Mutter zu erfüllen.



## Ferdinand vereinigt die Länder des Hauses Habsburg. Tod seiner Gemahlin.

Der Zwist im Hause Oesterreich zwischen den Brüdern Kaiser Rudolf II. und Mathias nahm um diese Zeit immer grössere Schärfe und Ausdehnung an; er veranlasste auch den Kaiser Rudolf, den Protestanten in Böhmen viele Privilegien zu verleihen, unter anderen auch 1609 den unheilvollen „Majestätsbrief“ auszustellen. Mathias kam in ähnlicher Weise seinen Anhängern durch Versprechungen entgegen. Um einen Vergleich unter den Brüdern zu Stande zu bringen kam die Prager Conferenz 1610 zusammen, an der mehrere Kurfürsten und auch Ferdinand auf Einladung des Kaisers theilnahmen. Den Eindruck, den der Erherzog auf alle Reichsfürsten und Stände, auch auf die protestantischen machte, war ein so günstiger, dass alle jene finsternen Vorstellungen, die man sich von dem „Fanatiker“ Ferdinand zu machen pflegte, in Kürze verschwanden. Alle sahen und bewunderten in ihm einen edlen, frommen, gerechten und friedliebenden Fürsten, der zwar das *Reformationsrecht* in seinen Ländern gleich anderen Fürsten ausübe, *aber ein gegebenes Versprechen auch einhalte*. Ferdinand war es darum auch, der die *Versöhnung* zwischen Rudolf und Mathias vorzüglich vermittelte, und sein ganzes Auftreten in Prag war sozusagen der erste Schritt zur Kaiserwürde (*primus ad Imperium gradus*). Ein herrliches Beispiel echt katholischen Muthes gab Ferdinand bei seinem Aufenthalte in Prag gelegentlich der Frohnleichnam-Procession in der Jesuitenkirche. Da nämlich die anwesenden katholischen Fürsten sich daran theilnehmen wollten, suchte man dieselben durch allerlei Gerüchte und Drohungen einzuschüchtern; Ferdinand aber sprach die herrlichen Worte: „Und wenn kein anderer Fürst kommt, ich werde

kommen und theilnehmen.“ Es kamen aber mit ihm noch mehrere katholische Fürsten und gaben dem ganzen Volke ein bewunderungswürdiges Beispiel ihres Glaubens. („Heroico exemplo“.)

Das Resultat des Auftretens Ferdinands in Prag war, dass er an Ansehen und Achtung bei allen sehr gewonnen hatte, und als deshalb *Kaiser Rudolf* 1612 gestorben und *Mathias* zum Nachfolger in der Kaiserwürde gewählt war, berief dieser bald darauf 1613, seinen Vetter Ferdinand nach Wien, um ihm daselbst die Regierung sämmtlicher österreichischer Länder, sowie auch die Leitung der ungarischen Angelegenheiten für die Zeit der Abwesenheit des Kaisers zu übertragen. Ferdinand entledigte sich seiner Aufgabe mit solcher Klugheit und Festigkeit, dass der Kaiser auch fernerhin sich seiner auf dem Landtage in Mähren und auf der allgemeinen Ständeversammlung aller Länder in Linz bediente.

Die langerprobte Treue und Herrschertüchtigkeit Ferdinands veranlasste im Jahre 1616 den kinderlosen Kaiser Mathias, Ferdinand zu adoptiren; und da die Verwirrungen im Reiche sowohl, wie in den Erbländern immer grösser wurden, und alles nach der Sicherung der Thronfolge sich sehnte, da ferner die ebenfalls kinderlosen Brüder des Kaisers auf ihr Erbfolgerecht resignirten und aller Augen auf Ferdinand sich richteten, so wurde derselbe vom Kaiser Mathias in Böhmen und Ungarn den Ständen zu seinem Nachfolger vorgeschlagen und am 29. Juni 1617 *in Prag als König von Böhmen* gekrönt und am 1. Juli 1618 in Pressburg *als König von Ungarn* anerkannt. Als nun Kaiser Mathias im folgenden Jahre, am 20. März 1619, starb, vereinigte Ferdinand in seiner Hand sämmtliche Länder seines Grossvaters Ferdinand I. und der jüngeren Linie des Hauses Habsburg, mit Ausnahme Tirols.

So glücklich auch diese Fügung der göttlichen Vorsehung war, so hatte doch Ferdinand in den letzten vorausgehenden Jahren manche Leiden und Prüfungen durchzumachen, und gerade hier zeigte sich die aussergewöhnliche Tugend des Herrschers, denn besonders im Leiden tritt zu Tage, was unter dem Glanze und Schimmer des Glückes oft sich verbirgt.

Als im Jahre 1616 über seine Nachfolge in Böhmen verhandelt wurde, bat er die Jesuiten-Patres in Graz, in dieser Angelegenheit zu beten, aber nur, „*dass der göttliche Wille geschehe*“. Dann fügte er bei: „Ohne Eitelkeit bekenne ich, dass es mein tägliches Gebet ist: Herr, gereicht es zu Deiner Ehre und meinem Heile.“

dass ich grösser sei, *so erhöhe mich, und ich werde Dich verherrlichen!* Gereicht es zu Deiner Ehre und zu meinem Heile, dass ich in einem niedrigeren Stande sei, als ich bin, *so erniedrige mich, und ich werde Dich verherrlichen!*“ Bei so eminenter Tugend ist es zu verstehen, mit welcher Ergebenheit er *den Tod seiner Gemahlin* im gleichen Jahre 1616 ertrug, sowie auch früher schon den Tod von zweien seiner Söhne, bei welcher Gelegenheit nur die Worte über seine Lippen kamen: „Es genügt mir, dass durch die Geburt und den Tod meiner Kinder die *Anzahl der unmündigen Kinder vermehrt werde, deren Mund das Lob Gottes verkündet.*“

Diese beiden ersten Kinder wurden den hohen Eltern fast nur gezeigt, wo sie schon starben; kaum dass sie die heilige Taufe erhalten konnten. Fünf andere Kinder, welche Gott dem Erzherzog und seiner Gemahlin in ihrer sechzehnjährigen Ehe geschenkt hatte, überlebten trauernd ihre früh dahingeschiedene Mutter; es sind:

*Erzherzog Johann Karl*, der älteste, geboren 1605; er stand im zwölften Jahre und verstarb ebenfalls früh nach einigen Jahren, † 1619;

*Erzherzog Ferdinand*, geboren 1608, später als Kaiser der Nachfolger seines Vaters;

*Erzherzogin Maria Anna*, später mit dem Erzherzog Maximilian von Baiern, ihrem Oheim, in dessen zweiter Ehe vermählt;

*Erzherzogin Cäcilia Renata*, später vermählt mit König Ladislaus von Polen, ihrem Geschwisterkind;

*Erzherzog Leopold Wilhelm*, später Bischof von Strassburg und Passau, Nachfolger seines Oheims.

Die Trauer, welche in der Familie Ferdinands herrschte, lässt sich leicht vorstellen. Früher war der Erzherzog gewohnt gewesen, bei seiner Gemahlin Trost und Stärke in manchen Widerwärtigkeiten zu finden; jetzt hatte er allein das Kreuz zu tragen. Den wärmsten Trost erhielt er von seinem Schwiegervater Herzog Wilhelm von Baiern, der sich wünschte, sich für eine kleine Zeit in Graz einfinden zu können, „um ihm das Kreuz tragen zu helfen; er solle nicht so sehr sich betrüben, dass es ihm an der Gesundheit schaden könnte. Denke er an Gottes Willen, so werde er sich die Sache nicht so schwer zu Herzen nehmen.“

Allerdings hatte Ferdinand in seiner Gemahlin so viel verloren, dass seine Trauer zu natürlich war. Seine Gemahlin

vereinigte Mariens Frömmigkeit mit Marthas Obsorge um das Hauswesen; „sie hatte, wie Hurter sagt, die treue Hingabe ihres Hauses (Baiern) an die Kirche als Eingebinde und Mitgift in die neue Heimath gebracht. Jeden Tag, sofern es nur möglich war, hörte sie drei Messen, zuweilen auch die vierte. Mehr als acht Tage liess sie nie vorübergehen, ohne die h. Communion zu empfangen. Besondere Verehrung erwies sie der h. Barbara und Catharina von Siena, deren Feste sie mit besonderer Andacht beging. In allen diesen Stücken glich sie ihrer Schwiegermutter, auch darin, dass sie allen ihren Arbeiten einen gottesdienstlichen Zweck gab, sei es zum Schmucke der Altäre oder zur Ausstattung der Priester, sei es für charitative Zwecke. Ihre Freigebigkeit war gross und ihr Hinscheiden wurde besonders den Armen fühlbar. Vor allem aber zeichnete die edle Fürstin eine innige Liebe zu Gott aus, die sich in der Ergebenheit zeigte, mit der sie den Tod ihrer Kinder ertrug. Diese Ergebung und Uebereinstimmung mit Gottes Willen sind ja der Prüfstein christlicher Vollkommenheit und wir finden sie in vorzüglicher Weise sowohl bei Ferdinand, wie bei seiner Gemahlin; diese Ergebung ist endlich auch der einzige wahre Trost in so manchen schweren Leiden.





## Belagerung Wiens. Die Kaiserwahl.

Ferdinand war nach dem Tode des Kaisers Mathias der rechtmässige Erbe aller Länder Habsburgs, da der in den Niederlanden lebende, kinderlose Erzherzog Albrecht ihm alle seine Rechte übertrug. Aber wohl selten war ein Monarch beim Antritt seiner Regierung in so verzweifelter Lage, und andererseits ebenso selten erfuhr ein Herrscher in seiner Bedrängniss einen so aussergewöhnlichen Schutz Gottes, als Ferdinand.

In Böhmen loderte der Krieg der Rebellion bereits unter Mathias und hatte solche Dimensionen angenommen, dass nur noch eine böhmische Stadt (Budweis) in Gewalt der Habsburger war, als Ferdinand die Regierung übernahm.

„Die böhmischen Herren, sagt Weiss, waren schon 1614 entschlossen, mit Habsburg zu brechen und boten dem Kurfürsten von Sachsen die Krone an, da sie wussten, was sie von dem thatkräftigen Ferdinand zu erwarten hatten. Die Religion war nur Maske, das eigentliche Ziel war eine Adelsherrschaft, wie in Polen.“

Es erfolgte der Fenstersturz der Statthalter in Prag 1618, die Einsetzung von 30 Directoren, die Ernennung von Mathias Thurn zum „obersten Generallieutenant“ und die Vertreibung vieler Prälaten und der Jesuiten. Der kranke Kaiser Mathias zögerte, durchgreifende Massregeln zu treffen; Ferdinand dagegen rieth, entschlossen und energisch gegen die Rebellion aufzutreten. „Sei die Obrigkeit von Gott, so sei dieser Unterthanen Verfahren gewiss vom Teufel, unbillig, ungerecht, abscheulich, unchristlich, harter Strafe und Execution würdig; jetzt oder nie sei Gelegenheit, sich und sein Haus von einem Joche zu entledigen und in Böhmen die landesfürstliche Gewalt herzustellen.“ Da aber der *Cardinal Khlesl*, der Minister des Kaisers Mathias, der den kranken Kaiser vollends beherrschte, jedes thatkräftige Eingreifen hinderte, wurde derselbe auf Befehl Ferdinands im Einverständnisse mit dem

Nuntius und den übrigen Räthen, aber ohne Wissen des Kaisers, verhaftet und gefangen nach Tirol geführt; von hier kam er 1622 nach Rom, wo er in der Engelsburg mehrere Monate bewacht wurde. Nachdem er seine Freiheit zurückerhalten, durfte er 1628 auch nach Wien zurückkehren und erhielt nebst der Verzeihung Ferdinands sein Bisthum zurück, aber nie mehr die Leitung der Staatsgeschäfte. Trotzdem hinderte seine Entfernung die Rebellen Böhmens nicht, ihr Werk fortzusetzen und als Mathias am 20. März 1619 verschied, überschritt Thurn siegreich die Grenze Mährens und erzwang den Anschluss an Böhmen, die Ernennung eines Directoriums und die Vertreibung der Jesuiten. Auch in Ungarn erhoben sich die Feinde Ferdinands: *Bethlen Gábor* drang aus Siebenbürgen siegreich vor. Die protestantischen Stände Niederösterreichs, stets bereit, mit den Böhmen sich zu verbinden, verweigerten die Huldigung, sofern nicht Ferdinand ihre religiösen und politischen Freiheiten bestätige und gleichmässige Besetzung der Gerichte mit Beisitzern beider Religionen bewillige. Am 5. Juni erschien Thurn mit den Böhmen vor Wien und schloss es ein. „In der Stadt herrschte Verwirrung, die Katholiken waren verzagt, die Räthe betäubt, *nirgends Soldaten*. Wenn Thurn ein Thor sprengen liess, so war Ferdinand mit seinen Kindern ein Gefangener und man sprach davon, ihn in ein Kloster zu stecken und seine Kinder lutherisch erziehen zu lassen.“

Ferdinand fehlte alles, Geld, Truppen, menschliche Hilfe, *nur nicht sein Gottesvertrauen*. Er befand sich in der Burg des belagerten Wien und musste dort „Beleidigungen ertragen, die auch das festeste königliche Herz zu zerreißen vermochten“. Die inneren Burghöfe waren mit Menschen aus den niedrigsten Volksclassen angefüllt, die Tag und Nacht dort lagerten und gegen die Fenster der Burg ihre Drohungen brüllten. Der Landesherr konnte sich beinahe schon als Gefangenen betrachten; denn jene Rotten waren mit Spiessen und Musketen bewaffnet und liessen die wenigen Freunde nicht einmal zu ihm.

So von allen verlassen, „ausgenommen von seinem Gewissensrathe (P. *Willer S. J.*) und dem getreuen Rathe *Grafen Eggenberg*,“ sah Ferdinand mit männlich festem Ernste und einer Ergebung, die er aus seinem tiefreligiösen Gemüthe schöpfte, der Entscheidung entgegen, sank oft vor einem Crucifix in seinem Zimmer nieder, seine beiden Knaben (den elfjährigen *Ferdinand*, und den fünfjährigen *Leopold*) an der Hand und rief den

Heiland der Welt um Errettung aus dieser höchsten Bedrängniss an. Am 11. Juni 1619 vermehrte sich der Lärm vor der Burg, während die feindlichen Kugeln in die Stadt und auf die Burg niederfielen. Ferdinand trat an das Fenster; da schlug eine Musketenkugel durch die Scheiben und zerschmetterte den Kronleuchter des Gemaches. Ferdinand warf sich vor dem Crucifix nieder, umarmte dessen Fuss und flehete aus innerstem Herzen zum Heilande, „seinem einzigen Rathgeber, dem er sich anvertraute“; von diesem Crucifix soll er dann die Worte vernommen haben: „*Ferdinand, ich werde dich nicht verlassen*“; und neuer Muth beseelte den Monarchen. Dieses Crucifix „ist ein fortwährendes Zeugniss, wie durch des Regenten Gottvertrauen das Haus und das Land gerettet worden“, und hat es verdient, in der Burgcapelle zu bleibender Verehrung der Nachfolger und als des wahren Oesterreichs nie wankender Hort aufbewahrt zu werden. Leopold I. verlangte es in seiner Sterbestunde und sprach kurz vor seinem Scheiden zu demselben: „Von Dir habe ich Scepter und Krone empfangen, zu Deinen Füßen lege ich sie heute nieder!“ Als Pius VI. sich in Wien befand, liess Kaiser Josef II. dasselbe Crucifix auf den Kammer-Altar des Papstes stellen. \*)

Kaum hatte Ferdinand an diesem denkwürdigen Tage, den 11. Juni, sein Gebet vollendet, da traten *sechzehn Deputirte der Nichtkatholiken Niederösterreichs* unter erneutem Lärm in das Cabinet des Herrschers, stürmisch, „ohne einigen Respect“. Sie verlangten, Ferdinand solle ihre Freiheiten bestätigen; widrigenfalls drohten sie mit Verweigerung der Huldigung und mit dem Anschluss an die Wien belagernden Böhmen. Ferdinand weigerte sich entschieden, den Freiheitsbrief zu unterschreiben. „Nun und nimmer“, rief er mit voller Entschlossenheit, aber die Protestanten beharrten ungestüm auf ihrer Forderung; und wenn es auch

---

\*) Anm. Nach einer anderen Quelle sei während des Gebetes des Erzherzogs vor dem Crucifix sein Beichtvater P. Willer in das Cabinet getreten, und Ferdinand habe sich zu ihm geäussert: „Ich sah keinen Schutz bei Menschen; *suchte solchen meiner Gewohnheit nach nur bei Gott*, und sprach: „Christus, Erlöser des Menschengeschlechtes, Du durchschauest das Innere des Menschen, Du weisst, dass ich Deine, nicht meine Ehre suche. Ist es Dein Wille, dass ich in dieser Noth meinen Feinden unterliege, ihrem Spott blossgestellt mit Schmach überschüttet werde, so will ich diesen bitteren Kelch trinken; *Dein Wille geschehe; ich Unwürdiger bin zu allem bereit*.“ Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, *war ich voll Hoffnung, legte die Ueberzeugung*, Gott werde die Ränke meiner Feinde zu nichte machen.“ (Hurter, B. 7. S. 554.)

geschichtlich nicht verbürgt ist, dass der Wortführer sich zuletzt soweit habe fortreißen lassen, Ferdinand bei der Hand zu fassen und an einem Knopfe seines Gewandes zu zerren mit den Worten: „Nandel, willst unterschreiben!“, so ist doch das ganze beleidigende Auftreten der Unkatholischen eine geschichtliche Thatsache. Aber während so in der Hofburg verhandelt und gekämpft wurde, ertönte auf einmal im Burghof Trompetengeschmetter. *Mehrere Hundert Mann vom Kürassier-Regiment Dampierre zogen in scharfem Trabe mit aufgezogenen Röhren daher; gerade in dem entscheidenden Momente, wo Ferdinand wehrlos und von allen verlassen, den persönlichen Beleidigungen preisgegeben war*, trafen diese geharnischten Reiter ein, augenscheinlich von dem Herrn der Heerscharen zu Hilfe gesendet.

Ganz bestürzt zogen die Protestanten aus den Gemächern der Hofburg und baten um Schutzgeleite, Ferdinand aber nahm den mit seinen Officieren eintretenden *Obersten Santhelier* (daraus St. Hilair) mit offenen Armen auf, erhob ihn bald darauf in den Grafenstand, schmückte dessen Wappen mit dem gekrönten Doppeladler und verlieh dem Kürassier-Regimente Dampierre (dem heutigen Dragoner-Regimente Nr. 8) das auszeichnende Privilegium, unter Trompetenschall und fliegenden Standarten durch Wien und die Hofburg marschiren und auf dem Hofburg-Platze sich aufstellen zu dürfen, während der Oberst bei solcher Gelegenheit unangemeldet in voller Rüstung vor dem Kaiser erscheinen kann. Die Reiter kamen aus Krems und fuhren in Tschaiken die Donau herab in denjenigen Arm des Stromes, aus welchem ein Canal sie nach Wien hineinführte. „Es dürfte unentschieden bleiben, ob sie gerufen seien, oder ob Erzherzog Leopold sie gesendet, ohne zu ahnen, dass von dieser Hilfe die Rettung des Monarchen, vielleicht des Hauses abhängt.“ Umsomehr leuchtet der göttliche Schutz über Ferdinand und der ganzen Dynastie hervor.

Mit dem Erscheinen dieser Reiter und der Flucht der Protestanten aus Wien trat ein Umschwung ein; Bürger und Studenten bewaffneten sich; Thurn konnte die Stadt nicht nehmen, er hatte den rechten Augenblick verpasst; eines Morgens war er mit seinem Heere verschwunden. Denn der kaiserliche Feldherr Bouquoi hatte bei Budweis gesiegt und bedrohte Prag, das jetzt seine Armee eiligst zurückberief.

Wien war frei, Ferdinand gerettet und die Wege nach Frankfurt zur Kaiserwahl standen ihm offen. Jetzt war der

Augenblick gekommen, von dem Vieles abhing und wo Ferdinand seinen Scharfsinn und seine Klugheit zeigen konnte. Sollte er nach Frankfurt eilen, oder erst seine Länder erobern? Er entschied sich für das erste und eilte unverzüglich zur Kaiserwahl, die für ihn die wichtigste Angelegenheit war. Obwohl die Böhmen durch Gesandte in Frankfurt gegen ihn als ihren König protestirten, und der Kurfürst von der Pfalz alles aufbot, um die Wahl Ferdinands zu hindern, wurde er doch am 28. August 1619 durch entschiedene Majorität der Stimmen von den Kurfürsten zum römischen Kaiser gewählt und am 9. September gekrönt.

Wenige Tage vor dieser Wahl war König Ferdinand von den Ständen Böhmens, Mährens und Schlesiens zu Prag als „Erbfeind der Gewissensfreiheit, Slave Spaniens und der Jesuiten“ abgesetzt und der Kurfürst von der Pfalz statt seiner zum König gewählt. Die Nachricht hievon langte gerade in Frankfurt nach beendeter Kaiserwahl an, als die Kurfürsten aus der Wahlcapelle in den Dom traten. Wäre die Nachricht einige Stunden früher gekommen, so wäre die Kaiserwahl vielleicht anders ausgefallen. Während der neugewählte Kaiser auf den Altar gehoben wurde, fiel ein grosses Stück Holz aus dem Gebälke der Decke dicht neben Ferdinand nieder; er verlor die heitere Fassung nicht, und alle diese sich drängenden Ereignisse, die ihn wiederholt zu vernichten drohten, zeigen nur, wie die göttliche Vorsehung über ihn wachte.



## Wien abermals belagert. Rückerobertung Böhmens.

Legitime certantibus („Rechtmässig Kämpfenden“) war der Wahlspruch Ferdinands, und er hat ihn bethätigt die ganzen 18 Jahre hindurch, in denen er die Kaiserkrone trug. So friedfertig auch seine ganze Natur war, so hatte er doch die ganze Zeit seiner Regierung als Kaiser (1619—1637), sein ganzes Leben während des dreissigjährigen Krieges in Kämpfen und Unruhe und Prüfungen hinzubringen. Aber da er für das Recht und die wahre Religion den Kampf führte, so hatte er auch ein unbegrenztes Vertrauen auf die Hilfe Gottes und der heiligsten Gottesmutter.

Ferdinand nahm nach der Kaiserwahl seinen Weg über München, um von seinem Jugendfreunde und Vetter, *dem Herzoge Maximilian von Bayern*, Hilfe gegen seine Feinde in Böhmen und Ungarn zu erlangen. Böhmen war in Gewalt Friedrich V. des „Winterkönigs“, und die Nachricht, dass Bethlen Gábor gegen Wien ziehe, gelangte gerade in München zur Kenntniss Ferdinands.

„Du hast mir immer geholfen, hilf mir auch jetzt“, hatte Ferdinand bereits früher dem Vetter geschrieben. Jetzt wurde über diese Hilfe unterhandelt. Max von Bayern war geneigt zu helfen, aber um theuren Preis: die Kurwürde und die besondere Machtstellung Maximilians, Anerkennung der Liga und dessen Hauptes, nämlich Maximilians. Ausserdem erhielt derselbe den unumschränkten Oberbefehl und ohne seine Einwilligung solle kein Waffenstillstand und kein Friede geschlossen werden. Die Unkosten der Bayern ersetzt der Kaiser und alle Theile des österreichischen Gebietes, die dem Feinde entrissen werden, sollen als Pfand so lange dem Herzog überlassen bleiben, bis die Kriegskosten der Bayern gedeckt sind. „Dieser Vertrag, sagt Weiss, der neben Ferdinand gleichsam einen anderen Kaiser in



Deutschland aufstellte, zeigt nur, wie gross die Noth Ferdinands war.“ Unterdessen wurde der Pälzer Friedrich am 4. November in Prag zum König gekrönt und sein Feldherr Thurn rückte mit seinem Heere zum zweiten Male vor Wien. Dort vereinigte er sich mit Bethlen Gábor, der im October zumeist von den Protestanten zum Könige von Ungarn gewählt war und mit seinem Heere bereits Wien belagerte; ein Heer von 80.000 Mann, Ungarn und Böhmen, bedrängten die Stadt; es war die zweite Belagerung Wiens im nämlichen Jahre 1619 im Monate November. Die Stände Oesterreichs waren weit entfernt, dem Kaiser zu helfen, vielmehr grösstentheils mit dem Feinde im Bunde; die kaiserlichen Feldherrn Buquoi und Dampierre mussten vor der Uebermacht weichen; unter solchen Umständen kehrte Ferdinand nach Wien zurück, zwar als Kaiser, aber ohne Macht und, allem Anscheine nach, unrettbar verloren. Jeden Tag erwartete man den Hauptsturm, durch den Wien und die Dynastie zugrunde gehen musste.

Aber Ferdinand nahm wiederum, wie gewöhnlich in seinen Bedrängnissen, seine Zuflucht zum Gebete, und erfuhr, wie bei der ersten Belagerung Wiens vor wenigen Monaten, auch jetzt den augenscheinlichen Schutz der Vorsehung. Bethlen musste sich infolge der Siege der kaiserlichen Truppen in Oberungarn zurückziehen, und Thurn verlor in wenigen Tagen 2000 Mann durch Krankheit und Hunger und war ebenfalls zum Abzuge gezwungen. „Gerade die übergrosse Zahl der Truppen war Schuld an ihrem Aufbruche.“ (Schlosser.) Das sind ausserordentliche Zeichen der Vorsehung, wie sie sich vielfach im Leben Ferdinands finden; aber er unterliess es auch nicht, Gott dem Herrn zu danken.

Wien war frei, und die protestantischen Stände mussten sich jetzt zur Huldigung bequemen. Im folgenden Jahre 1620 galt es nun, mit Hilfe kaisertreuer Fürsten, besonders des Herzogs von Bayern und durch Unterstützung von Seiten des Papstes und Spaniens, die Länder der böhmischen Krone wiederzuerlangen, und Ferdinand bewies bald, welche Macht im Kaiserthum lag, wenn derjenige, der den Kaisermantel trug, der rechte Mann war.

Der Winterkönig Friedrich von Böhmen hatte nichts Eiligeres zu thun gewusst, als *den Calvinismus* im Lande einzuführen, Crucifixe und Bilder in barbarischer Weise als „papistische Greuel“ zu zerstören, selbst die Gräber ihres Schmuckes zu berauben, die Jesuiten zu vertreiben und in deren Kirche in

Prag das Abendmahl zu nehmen. Alle Vorstellungen von Seite mancher Freunde an Friedrich, auf die unrechtmässig erworbene Krone Böhmens zu verzichten und die Verzeihung des Kaisers zu erwirken, waren umsonst. So kam es zur Schlacht am *Weissen Berge* am 8. November 1620.

Maximilian von Bayern war der Oberbefehlshaber, unter ihm Tilly und Buquoi. Die Hauptfahne des Heeres führte das Bild der Gottesmutter. Als die Feldherrn zögerten, dort die Schlacht zu liefern, trat der Spanier P. Dominicus, ein Carmeliter, in ihre Mitte mit den Worten: „Söhne der Kirche! Ist das der Augenblick zum Zögern und Berathen? Es handelt sich hier um Gottes Sache. Vorwärts! Vertheidiget sie tapfer und seid sicher, dass Gott Euch den Sieg verleiht.“ Ein von den Feinden verstümmeltes Marienbild, dem sie die Augen ausgestochen, emporhaltend, rief er: „Seht, wie sie die heilige Gottesmutter behandelt haben. Ja, sie wird mit Euch sein, und Gott wird ihre Ehre retten.“ Einstimmig beschlossen die Führer den sofortigen Angriff; es war 12 Uhr mittags und jener Sonntag, dessen Evangelium den Spruch enthält: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“ Unter der von den Feldherrn gewählten Losung: Jesus! Maria! begann der Kampf, und nach *einer* Stunde war der vollste Sieg erfochten und über das Schicksal Friedrichs und Böhmens entschieden. Kaum 400 Kaiserliche waren gefallen, dagegen lagen 4000 bis 6000 Feinde todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und der Winterkönig floh, alles im Stich lassend, aus Böhmen. Acht Jahre später wurde daselbst eine Kirche *unserer l. Frau vom Siege* erbaut, worüber die Erzherzogin Maria Anna ihrem jüngeren Bruder berichtet, dass sie mit der Procession von Prag nach Weissenberg gegangen sei, um dort den ersten Stein zur Kirche zu legen, „gerade an dem Ort, wo die Victori ist gewesen.“

Nach dem Siege meldete der Herzog Max dem Papste Paul V.: „Ich selbst zwar kam und sah, aber Gott siegte“. Der Winterkönig floh in dunkler Nacht, und liess Krone und Scepter und alle geheimen Papiere im Stich. Prag huldigte dem Kaiser und bat um Gnade. Bald war das ganze Land, sowie auch Mähren und Schlesien dem Kaiser unterworfen, der nun gegen die Urheber der Revolution eine Untersuchung anstellen liess. Obwohl Sieger über die Revolution, die alle Rechte und Freiheiten verwirkt hatte, bestätigte er die Privilegien der Böhmen,

nur nicht den Majestätsbrief, der dem Kaiser Rudolf abgetrotzt war; diesen zerschnitt er mit eigener Hand; die Urheber des Aufstandes aber wurden zum Tode verurtheilt. Bei mehreren wurde die Todesstrafe durch den Kaiser in Kerkerhaft verwandelt; gerne hätte er seine Milde auch auf die anderen ausgedehnt; aber da diese weder von der ihnen durch Tilly gebotenen Gelegenheit der Flucht Gebrauch machten, noch ein Zeichen der Reue geben wollten, unterzeichnete Ferdinand nach langem inneren Kampfe und mit Thränen in den Augen das Todesurtheil von 28 Schuldigen. „Wer nicht strafen kann, soll nicht König sein.“ Nach einer schlaflos verbrachten Nacht fragte er seinen Beichtvater Becan, S. J., ob er ohne Verletzung seines Gewissens die Verurtheilten begnadigen könne, oder ob er die Vollziehung des Urtheils gestatten solle. Der Priester erwiederte, — Beides liege in den Händen Sr. Majestät. Darauf befahl Ferdinand für einige Erlass der Strafe, für 28 Milderung der Todesstrafe, indem er an die Stelle des Viertheilens bei lebendigem Leibe (damals Strafe für Majestätsverbrechen) die Enthauptung setzen liess. Entscheidend war für Ferdinand, dass die Verurtheilten zu keinem Geständniss ihrer Schuld zu bewegen waren. In Mähren wurde an keinem der Verurtheilten die Todesstrafe vollzogen. So sehen wir in Ferdinand Milde und Gerechtigkeit und Kraft in trefflicher Weise vereint.

Nach langen Kämpfen und Prüfungen gelangte also der Kaiser endlich in ruhigen Besitz seines Rechtes und seiner Länder. Er hatte wahrhaftig wiederholt den fühlbaren Schutz Gottes erfahren „ad stuporem universi orbis“ zum Erstaunen der ganzen Welt, wie das Corpus juris von Ungarn sich ausdrückt. Im Leben des Kaisers Ferdinand zeigt es sich recht deutlich, wie Gott der Herr Freud' und Leid im Leben seines Gerechten zu verflechten weiss. Kaum den Händen seiner Feinde in Wien entronnen, wurde er auf den Kaiserthron erhoben; nach der Kaiser-Krönung nach Graz zurückgekehrt, hatte er die grosse Freude, dort von seinen Kindern begrüsst und durch eine Declamation der beiden ältesten Söhne im Jesuiten-Colleg empfangen zu werden, so dass er sagte: „Ich hoffe, meine Kinder werden, die Gesellschaft Jesu lieben, und glücklich werden sie sein; wenn sie es thun.“ Aber schon nach wenigen Wochen stand der Vater betrübt am Grabe *des ältesten vierzehnjährigen Sohnes Johann Karl* († 1619), und zwar zur Zeit seiner höchsten Bedrängniss, mitten in den

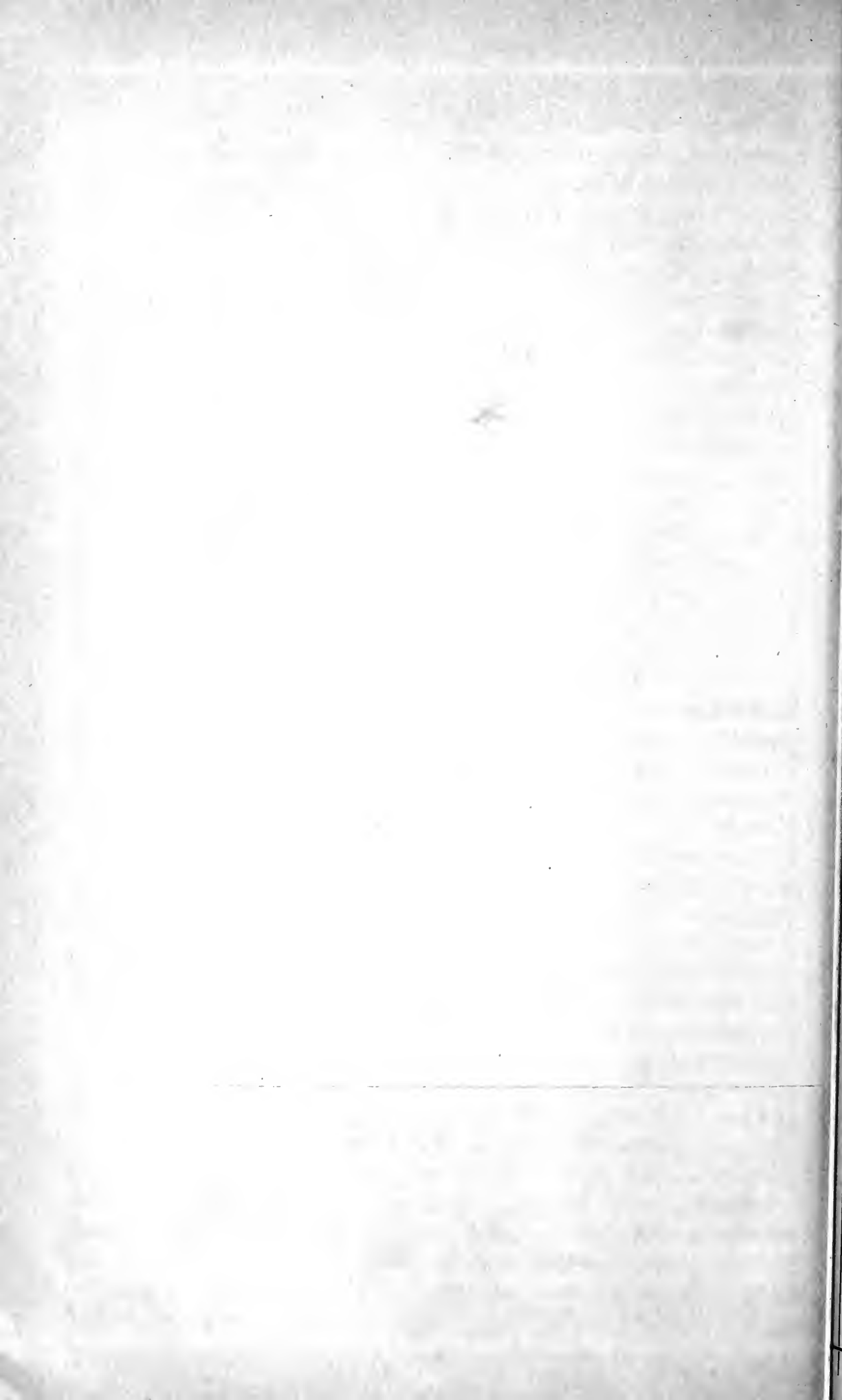
böhmischen Wirren. — In den folgenden Jahren waren es wieder Freudenfeste, die er feiern konnte und mit ihm seine Länder. Der Sieg am weissen Berge, die Eroberung der böhmischen Krone und seine *Vermählung mit Eleonore, Princessin von Gonzaga-Mantua* nach fünfjährigem Witwerstand im Jahre 1622. Die Feier selbst fand an einem Muttergottesfeste, am 2. Februar, in Innsbruck statt, mit ausserordentlicher Pracht und Festlichkeit; ebensogross war der Jubel, mit dem das kaiserliche Paar in Wien empfangen wurde. Die Kaiserin Eleonore war reichlich mit allen Gaben der Natur an Leib und Seele ausgestattet, ebenso fromm, als wohlthätig, und wetteiferte mit ihrem Gemahl in Werken der Nächstenliebe, in frommen Stiftungen und in einem recht christlichen Lebenswandel. Sie trug beständig ein Bussgewand unter ihren Kleidern und fastete an allen Samstagen und an den Vigilien von Festen der Heiligen, die sie besonders verehrte. Der Kaiser fand in ihr eine Stütze für all die Prüfungen und Kämpfe, die ihm in Deutschland und Ungarn, theils mit den protestantischen Fürsten, theils mit den Schweden und Franzosen noch bevorstanden bis an sein Lebensende.





## Kaiser Ferdinand

in dem Augenblicke, wo er von den Protestanten zum Unterschreiben gedrängt,  
heldenmüthig erklärt: „Nie und nimmer.“





## Wiederherstellung des Katholicismus in Oesterreich und Böhmen.

Als Ferdinand im sicheren Besitze seiner Länder Böhmen, Schlesien, Mähren und Oesterreich war, zögerte er nicht länger, auch hier den Grundsatz *Cujus regio, ejus religio* zur Geltung zu bringen. Zuerst schritt Ferdinand *in Böhmen* gegen die calvinischen Geistlichen ein, die ausgewiesen wurden, nicht bloss wegen der Religion, sondern auch wegen Hochverraths, da sie weder in religiöser, noch politischer Hinsicht etwas von ihren Anschauungen zurücknehmen wollten. Sie waren auch den strengen Lutheranern sehr verhasst. „O wie grosser Schad um so viele edle Länder, dass sie alle dem Calvinismo sollen in den Rachen gesteckt werden“, rief ein lutherischer Prediger beim Einzug der Calviner in Böhmen. „Der strenge Calvinismus, der mit Friedrich dem Pfälzer erst in Böhmen eingeführt war, hatte nur eine geringe Zahl Anhänger, da ebensowenig die Lutheraner, als die Utraquisten Kirchen mit nackten Wänden und ohne Altar duldeten.“ (Schlosser.) Der Hass der Lutheraner gegen die Calvinisten war daher sehr gross und letztere verschwanden ebensoschnell aus Böhmen, als sie gekommen waren.

Erst im Jahre 1622 ging Ferdinand daran, die *Glaubenseinheit* in diesen seinen Ländern überhaupt wieder herzustellen, und es erging zunächst an die lutherischen Prediger in Böhmen der Befehl, das Land zu verlassen. Der Kaiser hatte mit Rücksicht auf den Kurfürsten von Sachsen gezögert, gegen die Lutheraner vorzugehen; seine Verordnungen erschienen erst, nachdem auch der sächsische Landesherr keine Katholiken duldete; er weist auf sein Recht als Landesherr hin, und „dass die lutherischen Fürsten keinen katholischen Priester duldeten, keinen Gottesdienst gestatteten, kein Ansehen des Kaisers, keine Fürbitte der Freunde, keine politische Rücksicht *zur Milderung solcher Strenge*

gelten liesen, weshalb er gegen die Protestanten seiner Lande ebenso verfahren müsse, umsomehr, da durch die protestantische Lehre bei *katholischen Königen* mit der ewigen Seligkeit auch die irdische Krone gefährdet werde, wie sich in Böhmen gezeigt habe.“ Nach Entfernung der lutherischen Prediger zuerst aus Prag, dann allmählich aus dem ganzen Lande wurde allen Nicht-katholischen geboten, zum Katholicismus zurückzukehren, oder das Land zu verlassen. Viele Tausende wanderten aus, manche Bauern widersetzten sich thätlich, und mussten daher sich Einquartierungen von Militär auf Befehl des Fürsten Lichtenstein, Statthalters des Kaisers, gefallen lassen. Protestantische Geschichtsschreiber sprechen desswegen gern von „Lichtensteinischen Dragonaden“ und von einer „neuen Bekehrungsmethode“ ohne zu bedenken, dass Ferdinand in seinem Rechte war als Landesfürst und ausserdem eine Rebellion niedergeworfen hatte, die mit den religiösen Wirren Hand in Hand ging; *er erkannte die Rettung seines Reiches und seiner Dynastie nur in der Einheit des Glaubens und übte daher das Reformationsrecht* gleich den protestantischen Fürsten. Es ist hier jedoch nicht an eine rein äussere Bekehrung durch Gewalt zu denken, vielmehr waren die Völker durch List und Gewalt ihrer katholischen Religion beraubt worden; und daher geschah auch die Rückkehr zur katholischen Kirche innerhalb kurzer Zeit in Massen-Bekehrungen. Schon im Jahre 1626 hatten sich weit über eine Million zur katholischen Kirche zurückgewandt. Insbesondere war die Thätigkeit der Jesuiten überall eine ausserordentlich gesegnete, so dass der Protestant Ranke ganz überrascht fragt: „Soll man hieraus schliessen, dass der Protestantismus noch nicht recht Wurzel gefasst hatte, oder soll man diese Revolution (!) der geschickten Propaganda der Jesuiten zuschreiben? Sie liessen es wenigstens nicht an Eifer und Klugheit fehlen. Man sah sie sich allmählich überall ausbreiten und die Massen verführen (!) und an sich reissen; ihre Kirchen sind die besuchtesten.“ Böhmen war unter Ferdinand wieder katholisch geworden; als er die Regierung antrat, war es grösstentheils protestantisch.

In gleicher Weise erfolgte der kaiserliche Bescheid in *Mähren*, entweder zur katholischen Kirche zurückzukehren, oder auszuwandern. Auch hier wanderten manche aus, unter diesen die Nachkommen der Taboriten mit ihrem Bischofe Amos Comenius.

In *Schlesien* wurde nur in den landesfürstlichen Theilen des Protestantismus verdrängt, während in den Lehensgebieten des Herzogs von Liegnitz, Brieg und Wohlau und in Breslau durch die Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen der Protestantismus bestehen blieb. Das Lehen des Markgrafen Johann Georg von *Brandenburg-Jägerndorf* wurde von Ferdinand eingezogen, da der Markgraf in die böhmische Revolution verwickelt war, und nebst dem Winterkönige geächtet wurde. Der Protestant Schlosser bemerkt: „Ferdinand hatte durchaus kein Recht dazu; denn wenn auch der Inhaber des Lehens sich desselben verlustig gemacht hatte, so gehörte doch das Land dem Hause Brandenburg, nicht dem Kaiser“. Doch Ferdinand war vollends im Rechte, da es sich um ein directes Lehen der böhmischen Krone (Afterlehen) handelte und daher eine Zustimmung des Reiches nicht erforderlich war. Sein Vorgehen war zwar „eigenmächtig“, aber dem deutschen Staatsrechte *nicht* widersprechend.

In *Nieder-* und in *Oberösterreich* wurde in derselben Weise vorgegangen: zuerst wurden die unmittelbar kaiserlichen Orte angehalten, katholisch zu werden und die protestantischen Prediger des Landes verwiesen; dann um das Jahr 1627 ergieng auch an den Herrenstand die Aufforderung, entweder zum Katholicismus zurück-zukehren oder das Land zu verlassen. In Ober-Oesterreich, das dem Herzog Maximilian für seine Hilfe verpfändet war, wurde ihm das Werk der katholischen Reformation überlassen; es kam zu blutigen Kämpfen und Aufständen von Seite der Bauern, und erst Pappenheim wurde des Aufstandes Herr. Ganz wahr ist, was Schlosser bemerkt, dass „Ferdinand in Beziehung auf politische Verbrechen mit seinen Oesterreichern einige Nachsicht hatte . . . . aber in der *Einheit des Glaubens* das sicherste Unterpfand für Treue, Gehorsam und Ruhe seiner Unterthanen zu finden meinte.“ Aber es waren nicht blosse politische Motive, sondern auch seine religiöse Ueberzeugung, welche Ferdinand in der Durchführung des Reformations-Werkes leiteten.

Dies zeigt sich besonders in der *Wahl der Mittel*, um den katholischen Glauben und echte Religiösität wieder tief den Herzen seiner Unterthanen einzupflanzen. Wie einst in Steiermark, so bediente sich der Kaiser auch in den neu erworbenen Ländern der tüchtigsten Männer, ausgezeichneten Bischöfe und eifriger Priester, der religiösen Orden, insbesondere der Jesuiten und der von diesen überall eingeführten Marianischen Sodalitäten, in deren

Album der Kaiser sich in den meisten grösseren Städten selbst eintragen liess. In Böhmen war es der Primas-Erzbischof von Prag, Cardinal *Ernst Adalbert Graf von Harrach* (1622—67), der, in Rom im Germanicum erzogen, die langen Jahre seines Hirtenamtes unermüdlich thätig war, um die Einheit des Glaubens herzustellen. Nach den Worten des Cardinals Steinhuber ist er „der wahre Reformator Böhmens“ geworden und verdankt ihm Böhmen mehr, als irgend einem seiner Bischöfe seit drei Jahrhunderten. Er stiftete ein Clericalseminar in Prag, und berief die Orden der Pauliner, Piaristen, Theatiner, Karmeliten und Ursulinen nach Böhmen. Sein Sprengel umfasste ganz Böhmen, da die Bisthümer Leitmeritz und Königgrätz erst in den letzten Jahren seiner Regierung errichtet wurden. Er setzte seiner Mildthätigkeit fast keine Grenzen und verdient „den ersten Männern Böhmens“ beigezählt zu werden.

In *Mähren* war es vor allen *Franz Fürst von Dietrichstein*, Cardinal und Bischof von Olmütz, nebst Liechtenstein und Waldstein einer der drei leuchtenden Steine in der Krone Ferdinands, welcher das Werk der katholischen Reformation führte. Er war ebenfalls in Rom erzogen, wurde als Bischof von Olmütz zum Statthalter von Mähren, später auch von Oesterreich ernannt und erhielt von Ferdinand den Fürstentitel, den er auf seinen Neffen vererben durfte. Er berief die Piaristen nach Mähren, und stellte die Jesuiten mitten in die protestantischen Städte Iglau und Znaim, wo es keine Katholiken mehr gab. Drei Jahre später brachte die Stadt Znaim dem Kaiser Ferdinand ein massives, goldenes Crucifix dar, worauf die Inschrift zu lesen war: „Pfand der Treue, Ferdinand II. überreicht von der katholischen Stadt Znaim.“ — Als später der Erzherzog Leopold Wilhelm das Bisthum von Olmütz innehatte, war es der Administrator *Philipp von Breiner*, der gleich Harrach in Böhmen der Bannerträger der kirchlichen Wiedergeburt wurde. In *Schlesien* war das Bisthum Breslau seit dem Jahre 1608 fünfzig Jahre lang von zwei Erzherzogen (einem Bruder und einem Sohne Ferdinands) und von einem polnischen Prinzen besetzt. Diese Bischöfe bedienten sich fortwährend der tüchtigsten Administratoren und Weihbischöfe, welche sämmtlich in Rom im Germanicum ihre Ausbildung erhalten hatten. Es seien nur genannt *Christoph von Strachwitz* und *Peter Gebauer*, welcher letzterer viele Jahre hindurch thätig war, um den Katholicismus zu heben.

Insbesondere drang er bei dem Bischof Erzherzog Karl Ferdinand auf die Gründung eines Priester-Seminars für die Heranbildung eines guten Clerus und legte selbst grossmüthig Hand ans Werk. Er bediente sich dabei der Hilfe und des Rathes der Jesuiten, deren Leitung er auch ein neu gegründetes Studenten-Convict übergab. Diese Gebauer'sche Stiftung fiel erst 1875 dem Kulturkampf zum Opfer. Kaiser Ferdinand hatte es in Graz als Regent erfahren, dass besonders Studienanstalten und die Heranbildung der Jugend im katholischen Geiste das Reformationswerk begründeten. In diesem Sinne ging er auch in Böhmen und Oesterreich vor. Im Jahre 1622 gab er die Universität Prag den Jesuiten zurück, welche bereits unter Kaiser Mathias an derselben gelehrt hatten. Er übergab ihnen auch das Lehramt an der *Universität Wien* und erbaute ihnen die Universitätskirche daselbst. In ähnlicher Weise errichtete und übergab er ihnen Schulen an zahlreichen Orten in allen Ländern seines Reiches und es ist fast unglaublich, welche grosse und herrliche Stiftungen für die verschiedensten Zwecke und für die verschiedensten Ordensgenossenschaften er trotz seiner beständigen Krieges-Ausgaben machen konnte. Er benutzte allerdings dazu auch die eingezogenen Güter der Rebellen, aber auch in späterer Zeit kannte seine Freigebigkeit keine Grenzen. Nur seine hauptsächlichsten Stiftungen in Wien seien hier erwähnt.

Im Jahre 1622 erbaute Ferdinand den *Carmelitern* in der Leopoldstadt Kirche und Kloster: mehrere dort gelegene Häuser wurden angekauft, den Carmelitern übergeben und deren Besitz für immer von allen Steuern und Lasten befreit. Während des Baues kam der Ordensgeneral P. *Dominicus a Jesu* nach Wien und wurde vom Kaiser mit grosser Auszeichnung empfangen, da man einst seinem Gebete und dem von ihm mitgeführten Marienbilde den Sieg am weissen Berge hauptsächlich zuschrieb. Der Kaiser schenkte den Carmelitern den *Tabor* mit allen Einkünften und Gefällen, und da die guten Ordensleute sich weigerten, es anzunehmen, sagte er auf gut wienerisch: „Bedenkts, was's thut's, meine lieben Patres, ihr werdet nit immer einen Ferdtl haben.“ (Bermann.) Im nämlichen Jahre 1622 wurde der Grundstein zur *Kapuzinerkirche* auf dem neuen Markte gelegt: auch die Kirche der *Dominicaner* restaurirte der Monarch 1622. Ferner suchte der Kaiser den *Jesuiten* zu ersetzen, was sie bisher eingebüsst: er übergab ihnen die Universität 1622, baute daneben eine Kirche,

und ihr früheres Collegium am Hof erklärte er zum Professhaus; 1627 schenkte er ihnen ferner Gebäude und Kirche von St. Anna zum Noviziate. Der Orden hatte also drei grosse Gebäude im Innern der Stadt, einen Maierhof auf der Laimgrube und noch mehrere Landgüter vor der Stadt, Mauer und Kalksburg.“

Im Jahre 1626 restaurirte der Monarch die St. Michaeliskirche und übergab sie den *Barnabiten*.

Ebenfalls 1626 gründete er den *Paulanern* Kirche und Kloster auf der Wieden.

Im Jahre 1628 erbaute Ferdinand den *Camaldolensern* auf dem Kahlenberge ein Kloster; Theile davon stifteten seine fromme Gemahlin *Eleonora* und sein Sohn *Leopold Wilhelm*.

Im Jahre 1630 berief der Kaiser, der aus mehreren Ursachen mit den beschuhten Augustinern unzufrieden war, die *Augustiner-Discalceaten* nach Wien, übergab ihnen das Kloster und erhob ihre Kirche zur *Hofkirche*.

Im Jahre 1633 stiftete der Kaiser endlich das *Benedictinerkloster von unserer lieben Frau von Monserrat* oder der *Schwarzspanier* in der Alservorstadt. Er hatte, als Gustav Adolf siegreich vordrang, das Gelübde gemacht, er werde dem Gnadenbilde von Monserrat eine Kirche erbauen, falls er den Kampf siegreich beende. Nach dem Tode des Königs Gustav Adolf bei Lützen verfügte sich der Monarch vor das Stadthor, und legte den Grundstein zur Kirche. Der Stadtcommandant machte gegen die Wahl des Platzes dicht vor den Stadtwällen Einwendungen wegen der Gefahr für den Fall einer Belagerung Wiens; — aber der Kaiser, der mehr auf Gott und die Hilfe der Gottesmutter, als auf irdische Mittel zu vertrauen gewohnt war, und dabei sich nicht getäuscht hatte, antwortete: „Guter Gott, was will denn der Stadtoberst? Ich weiss keine bessere Schutzwehr, als unsere l. Frau; von der Mutter Gottes hat man nichts zu fürchten, wohl aber vieles zu hoffen. Die Kirche kommt dahin; dabei bleibt's!“

Die Kaiserin *Elenora*, zweite Gemahlin Ferdinands, stand ihrem Gemahl in heiligem Eifer zur Errichtung frommer Stiftungen getreu zur Seite. Nicht bloss nahm sie an der Berufung der Camaldulenser Antheil, sondern erneuerte das *Nicolaus-Kloster* in der Singerstrasse, und übergab es i. J. 1623 den *Clarisserinnen* von Pressburg, die in den wiederholten Unruhen Ungarns schon mehrfach geflüchtet waren und endlich in Pressburg durch die Mutter Ferdinands Erzherzogin Maria ein sicheres Heim erhalten



hatten. Auch ist es Eleonorens Verdienst, dass im Jahre 1627 die *Lorettokapelle* in der Augustiner- und Hof-Kirche gebaut wurde, mit der Bestimmung, dass die *Herzen der Habsburger Familie* dort in silbernen oder goldenen Urnen beigesetzt würden, gleichwie Ferdinand II. die vom Kaiser Mathias begonnene Kaisergruft vollendete. Im Jahre 1637 stiftete Eleonora das Kloster in der Sterngasse für *Carmeliterinnen*; noch manche andere fromme Anstalten, Einrichtungen, Bruderschaften, Stiftungen wurden von Ferdinand und seiner Gemahlin ins Leben gerufen, welche die katholische Religion in Oesterreich zu neuer Kraft und Blüthe brachten. Leider sind recht viele dieser frommen Anstalten den unglücklichen Neuerungen Joseph's II. zum Opfer gefallen; viele aber geben jetzt noch in Wien lautes Zeugniß für den religiösen Sinn Ferdinands. Und wie er in Wien das katholische Leben weckte, so in allen Ländern, über welche die göttliche Vorsehung diesen edlen Monarchen gesetzt hatte.



## Ferdinands Thätigkeit in Ungarn.

Wie Böhmen, so war auch Ungarn wenigstens grossentheils, von seinem rechtmässigen, bereits gewählten und gekrönten Könige bei dessen Thronbesteigung nach dem Tode des Kaisers und Königs Mathias abgefallen, und wie in Böhmen, so war vielleicht noch mehr in Ungarn der politische Umsturz stets im Bunde mit dem religiösen, mit dem Protestantismus. Dieser hatte um diese Zeit in Ungarn die Oberhand. Nicht blos das türkische Ungarn war zu Anfang des 17. Jahrhunderts protestantisch, selbst der kleine Theil, der noch königlich war und dem Kaiser gehörte, war grossentheils protestantisch; in Siebenbürgen, dessen Fürst die Oberhoheit der Türken anerkannte, war die katholische Religion geächtet; der Fürst Bethlen Gábor selbst war Calviner. Die Bischöfe von Raab, Erlau, Neutra, Veszprim waren nebst dem Primas die einzigen, die innerhalb ihrer Diöcese residiren konnten; alle anderen durften ihre wenigen katholisch gebliebenen Pfarreien nicht einmal besuchen; Laien (sogenannte Licentiaten) taufte die Kinder und begruben die Todten. Die Türken förderten den Abfall zum Protestantismus, da dieser dem Kaiser feind war. Besonders der Adel fiel vom katholischen Glauben ab, und es soll zur Zeit des Kaisers Rudolf II. nur mehr drei adelige katholische Familien gegeben haben. So war also Ungarn zur Zeit Ferdinands ein zumeist protestantisches Land, *und nur wenn man sich dessen erinnert, begreift man vollends, was Ungarn der Habsburger Dynastie* verdankt, da es heute zumeist katholisch ist — durch die Habsburger. Unter Ferdinand begann der Umschwung, und zwar hauptsächlich von dem Momente an, wo der Calviner Bethlen Gábor, durch die Waffen Ferdinands gezwungen, zum Frieden sich bekennen und zurückziehen musste.

Beim Regierungsantritt Ferdinands im Jahre 1619 drang nämlich Bethlen aus Siebenbürgen siegreich in Ungarn ein, liess sich

an Stelle Ferdinands zum König von Ungarn wählen und bedrohte im Vereine mit den Böhmen unter Thurn die Hauptstadt Wien. Unverrichteter Sache musste er zwar abziehen, setzte aber den Krieg fort, bis er 1621 von Wallenstein bei Standschütz besiegt, im Jahre 1622 den *Nikolsburger Vertrag* mit dem Kaiser abschloss.

Wie die Protestanten in Ungarn unter Bethlen vorgingen, beweist nicht nur die Absetzung ihres rechtmässigen Königs Ferdinand, sondern auch das *Martyrium der drei Kaschauer Blutzeugen*, welche von Rákóczy, dem Feldherrn Bethlens, ihres katholischen Glaubens wegen getödtet wurden. Ihr Seligsprechungsprocess ist vorbereitet, und ein langgehegter Wunsch der Katholiken Ungarns wird sich hoffentlich bald erfüllen. — Besonders war den Protestanten das Wirken der Jesuiten in Ungarn und Siebenbürgen ein Stein des Anstosses. Bethlen stellte daher in den Verhandlungen für den Nikolsburger Vertrag, den Ferdinand durch den Fürsten Dietrichstein mit ihm einging, die Forderung, dass „die Jesuiten sich in Ungarn nicht ansiedeln“ dürften. Aber der Kaiser verstand sich zu dieser Bedingung keineswegs. In den übrigen Bedingungen des Vertrages verzichtete Bethlen auf Ungarn und den Königstitel, erhielt aber Siebenbürgen und sieben Gespanschaften nebst Kaschau. Charakteristisch ist, es auch, mit welchem Antrage Bethlen schon vor dem Kriege an Ferdinand herantrat. Er erbot sich, um den Besitz der Herrschaft Tokay gegen die Böhmen zu ziehen, Thurn zu überlisten und an Ferdinand auszuliefern. Der edle Monarch aber, obwohl in höchster Bedrängniss, erwiderte: „*er wolle lieber auf Gott vertrauen und so den Kampf aufnehmen, als auf ungerechtem Wege vorgehen.*“ (Katona.) Trotz des Nikolsburger Vertrages war dem Fürsten von Siebenbürgen nicht zu trauen. „Gern hätte er, sagt Weiss, mit Hilfe des Kaisers die Moldau und Walachei zu einem Fürstenthume, zu einem evangelischen Dacien vereinigt und verlangte als Bürgschaft bei den Unterhandlungen die Hand einer Erzherzogin und liess durchblicken, dass er selbst zur katholischen Religion übertreten wolle. Aber sein Antrag wurde verworfen, weil man ihm nicht traute, und so blieb er eine Handhabe für alle Mächte, die etwas gegen Habsburg im Schilde führten.“ Schon nach drei Jahren wurde er zu einem neuen Angriff auf Ferdinand veranlasst, als sich die grosse Coalition gegen Habsburg bildete, und die Mächte Holland, Frankreich, England im Jahre 1625 den Haager-Vertrag schlossen. Bethlen drang wieder in Ungarn ein, besetzte das

Honter Comitatus und vereinigte sich mit dem in Deutschland geschlagenen, flüchtigen Mansfeld. Wallenstein zog gegen sie heran und vereinigte sich mit dem ungarischen Heere unter dem Palatin Eszterházy und den Kroaten unter dem Banus Zrinyi. „Eszterházy drang aufs Schlagen, der Trotzkopf Wallenstein wollte aber gerade nicht, weil Eszterházy den Kampf verlangte und versäumte die Gelegenheit, den Feind zu vernichten; Bethlen entschlüpfte.“ (Weiss). Dieser bat nun den Kaiser um Frieden, der zu Pressburg am Ende des Jahres 1626 zu Stande kam auf der Grundlage des Nikolsburger Vertrages. Bethlen starb 1629 und sein Erbe, auch die Befehdung Habsburgs, trat Rákóczy an; doch auch ein edler Zug von ihm sei hier verzeichnet, dass er dem Kaiser Ferdinand, den er so oft bekämpfte, und dessen Sohne, der bereits 1625 zum König von Ungarn erwählt und gekrönt war, je 40.000 Dukaten und 2 Prachtrosse testamentarisch hinterliess.

Allerdings war Ferdinand nun Herr des nördlichen und westlichen Ungarns, aber er konnte hier nicht, wie in seinen übrigen Ländern nach dem Grundsatz verfahren: Cujus regio, ejus religio: „Der Landesherr bestimmt die Religion“; er erkannte vielmehr die Freiheit der protestantischen Religion an und hielt sich an die Decrete der Landtage. Jedoch sein Bemühen für den Katholicismus war deswegen nicht geringer, nur die Mittel mussten vielfach andere sein; es mussten vorzüglich moralische Mittel angewendet werden. Dahin gehörte vor allem die Heranbildung eines tüchtigen Clerus. Wie in allen seinen Ländern, so sorgte Ferdinand auch in Ungarn für eifrige, tüchtige Bischöfe und mit diesen im Einvernehmen für die Heranbildung eines guten Clerus und für die Errichtung entsprechender Seminarien. Gleichzeitig mit Ferdinand regierte als Primas von Ungarn der *grosse Cardinal Pázmány* (er starb 1637 kurz nach dem Kaiser), der bereits als Jesuit und Professor in Graz dem Erzherzog bekannt geworden und später als Primas sein besonderer Vertrauensmann und der erste Reformator Ungarns wurde. Ferdinand, sein kaiserlicher Freund, unterstützte ihn überall, erklärte ihn auf dem Landtage zu Oedenburg bei der Krönung der Kaiserin Eleonore 1622 zum *ersten* Magnaten des Reiches, der seinen Sitz vor dem Palatin habe und erbat ihm 1629 von Urban VIII. die Cardinalswürde. So gründete Pázmány eine ganze Reihe von Lehranstalten für alle Bedürfnisse, unter anderen das Pazmaneum in Wien 1623 und die Universität in Tyrnau 1635; die Leitung dieser Anstalten (auch die Universität) vertraute er

ganz im Sinne Ferdinands den Jesuiten an. Seinem Beispiele folgten die übrigen Bischöfe Ungarns. *Georg Baron v. Draskovich*, den Ferdinand bereits 1618 zur Aufnahme ins Germanicum empfohlen hatte, wurde vom Kaiser zum Bischof von Fünfkirchen, dann von Waitzen und 1635 von Raab ernannt; er war ein eifriger musterhafter Oberhirt und stiftete Schule und Collegium der Jesuiten in Oedenburg. — *Emerich Lósi* wurde von Ferdinand II. im Jahre 1633 zum Bischof von Erlau ernannt und reformirte seine Diöcese derart, dass er „das Concubinat der Geistlichen, welches seit dem Eindringen der Häresie überhandgenommen, gänzlich ausrottete“. Es braucht ferner kaum erwähnt zu werden, dass Ferdinand zur Förderung der katholischen Sache sich auch in Ungarn wie überall der Orden bediente. Es war die beständige Forderung der Protestanten, die Jesuiten aus Ungarn zu entfernen, jedenfalls ihnen den Besitz liegender Güter zu verbieten; Ferdinand unterstützte den Orden überall und stiftete Schule und Collegium in *Raab*. Auf diese Weise wurde die katholische Kirche in Ungarn unter Ferdinand wieder zu einer imposanten geistlichen Macht, wieder zur herrschenden Religion, und es heisst das Verdienst Ferdinands schmälern, wenn man meint, er habe wenig zu dem Werke der katholischen Reformation in Ungarn beigetragen. Das Schicksal der Katholiken Ungarns hing innig mit dem Gange des dreissigjährigen Krieges in Deutschland zusammen. So lange Ferdinand als Kaiser in Deutschland machtlos war, triumphirte der Protestantismus in Ungarn; der Calviner Bethlen herrschte, der Palatin war Protestant, selbst der Primas Pázmány musste sich eine Zeit lang nach Wien zurückziehen, und die Katholiken bluteten und starben für ihren Glauben; als aber der Kaiser in Deutschland Sieger wurde, da kam auch für die Katholiken Ungarns die Stunde der Rettung, und sie erhielten die entrissenen Güter und Rechte zurück. Hätte Ferdinand kein anderes Verdienst um Ungarn, als dieses, so hätte er dadurch allein schon Grosses für das Land gethan; aber seine Verdienste sind weit bedeutender: er war es, der auf Pázmány's Bitten das Testirrecht der Geistlichen (1625) regelte, wodurch grosse Summen dem Fiscus entzogen und dafür der katholischen Sache erhebliche Geldmittel zur Förderung von Schulen und Pfarreien zur Verfügung gestellt wurden; er sorgte rechtzeitig für die Feststellung der Thronfolge (am 8. December 1625 wurde Ferdinand III. gekrönt) und förderte die Conversion des ungarischen Adels: er war es, der

jene Männer berief und ihre Bemühungen sowohl, als alle jene Anstalten unterstützte, denen Ungarn sein katholisches Leben verdankt; ja, er machte sogar im Jahre 1629 das Gelübde, jede Gelegenheit zu benützen, um den katholischen Glauben in Ungarn, das vordem unter dem Schutze der Himmelskönigin ein so katholisches und glückliches Land war, durch jedes erlaubte, ehrbare Mittel zu verbreiten.

Und Ferdinand hielt sein Gelübde. Auch veranlasste er einen seiner vornehmsten Gäste zu demselben Gelübde, auf dergleichen Gelegenheiten, wo die katholische Religion gewinnen könne, Acht zu haben und die Bemühungen des Monarchen zu unterstützen. Daher sagt Lamormain bereits im ersten Jahre nach dem Tode Ferdinands über ihn, „dass man ihn mit Recht einen Apostel seiner Länder und einen wahrhaft apostolischen Kaiser nennen könne. In *Ungarn* legte er zur Wiederherstellung des katholischen Glaubens die Grundfesten, auf denen heute (1638) Ferdinand III., ein würdiger Nachfolger der väterlichen Frömmigkeit, eifrig fortbaut.“

Das Corpus juris hungarici hat über Ferdinand einen kurzen geschichtlichen charakteristischen Abriss, welcher den Decreten der einzelnen Landtage unter Ferdinand vorausgeschickt ist und lautet:

1. „Ferdinand II. wurde auf Empfehlung des Kaisers Mathias, Königs von Ungarn, im Jahre 1618 (wo ein ungeheurer Comet erschien) am 1. Juli von den Ständen des Reiches zum Könige von Ungarn gewählt und gekrönt.“

2. Im folgenden Jahre trat Bethlen Gábor, Fürst von Siebenbürgen, als Nebenbuhler auf, der mit starkem Heere bis Pressburg vordrang, die heilige Reichskrone in seine Hände brachte und mit sich führte, und auf einem zu Neusohl zusammengerufenen Landtage 1620 von seinen Anhängern zum Könige Ungarns gewählt wurde. Dennoch liess er sich nicht krönen, sei es aus Furcht vor dem Gerichte Gottes, sei es weil der Erzbischof von Gran (dem die Krönung des Königs zusteht) in keiner Weise Bethlen's Partei angehören wollte.“

3. „Als der Himmel sich klärte, schloss der Kaiser Frieden mit Bethlen im Jahre 1622; die heil. Krone des Reichs wurde zurückgebracht, und Eleonora, Ferdinands Gemahlin, auf dem allgemeinen Landtage in Oedenburg 1622, unter Zustimmung aller Reichsstände zur Königin von Ungarn gekrönt.“

4. „Mit besonderem Eifer förderte dieser heilige Kaiser die Sache der Religion, da er Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Böhmen von den verschiedensten Häresien reinigte.“

5. „Er gründete 20 Ordenshäuser, viele stellte er wieder her und keines blieb ohne seine Unterstützung. Das Erzbisthum Prag bereicherte er mit einem jährlichen Zuschuss von 24 Tausend Gulden; die vier Bisthümer Böhmens fundierte er, und den Erzbischof von Gran befreite er von einer jährlichen Zahlung von 20.000 Gulden und sicherte ihm den achtundvierzigsten Theil der Einkünfte aus den Bergwerken zu.“

6. „In Oesterreich verzichtete er auf die jährliche Zahlung von 40.000 Gulden von Seite der kirchlichen Stände.“

7. „Collegien und Seminarien für die Erziehung der Jugend, die von anderen gegründet und ungenügend fundirt waren, sicherte er; dazu errichtete er selbst jene zu Wien, Prag, Gratz, Olmütz, Klagenfurt, Laibach und Gitschin.“

8. „Deshalb hat er auch jenen gütigen Schutz der göttlichen Vorsehung erfahren, dass er im Augenblick der grössten Noth von dem am Kreuze hängenden Gottmenschen selbst ermuthigt wurde und vertrauensvoll überzeugt war, er werde von Gott nicht verlassen; und staunend hat es der ganze Erdkreis bezeugt.“

9. „Vier Landtage hat er abgehalten und deren Beschlüsse genehmigt.“

10. „Reif für den Himmel, starb er zu Wien 1637 im 59. Jahre seines Lebens und vertauschte das irdische mit dem himmlischen Königreiche.“

Diese Worte des Corpus juris sind ein beredter Beweis, wie man in Ungarn über Ferdinand dachte; sie bezeugen zugleich mit den darauf folgenden zahlreichen Decreten der vier Landtage, wie sehr er für sein Königreich besorgt, und wie viel er für die Förderung des wahren Wohles und der wahren, katholischen Religion gethan hat.





## Die Marianische Congregation in Ungarn.

Wie vordem in Steiermark, so war auch in Ungarn die Marianische Sodalität eine jener Hauptquellen, woraus frisches, neues katholisches Leben hervorging. Es muss dasselbe freilich auch von den übrigen Ländern Ferdinands gesagt werden; überall in den Collegien blühten die Congregationen auf und trugen in ihren tausendfachen Verzweigungen im ganzen öffentlichen Leben vielfache herrliche Früchte: Wien, Prag, Olmütz hatten blühende Congregationen: In Olmütz allein zählte dieselbe in den Jahren 1580—1668 an Mitgliedern bereits 8 gekrönte Häupter; 8 Fürsten; 22 Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe; 90 Grafen; 100 Barone; 50 Aebte; 400 Edle; 4000 Doctoren! (Weiser.) Aber in Ungarn tritt das Wirken der Sodalen unsomehr hervor, da hier bis zu den Zeiten Ferdinands und seiner beiden Freunde, des Primas Cardinals Pázmány (1616—37) und des Palatins Nicolaus Graf Eszterházy (1625—1646), der Katholicismus sosehr zurückgegangen war, ähnlich wie in Steiermark 30 Jahre früher. Daher werden hier einige Züge aus der Geschichte der Congregation in Ungarn das Bild des kaiserlichen und königlichen Sodalen Ferdinand nur vervollständigen. — Das erste Samenkorn zur Gründung einer Congregation wurde nach Ungarn durch *P. Dobokay*, S. J. gebracht. Derselbe stammte aus altadeligem Geschlechte und studierte mit Pázmány in Klausenburg in Siebenbürgen, wo unter den Fürsten Báthory die Jesuiten in ihren Schulen (c. 1581) die Congregation eingeführt hatten. Während aber die Sodalität in Siebenbürgen unter der späteren Herrschaft calvinischer Fürsten bald zu Grunde ging, wurde sie durch Dobokay, der gleich Pázmány in die Gesellschaft Jesu eingetreten war, nach Ungarn verpflanzt. In Vágsellye errichtete P. Dobokay 1602 eine Marianische Congregation; „der Bischof von Neutra, *Graf Franz Forgách*, nachmaliger Cardinalprimas, pontificierte bei dieser Feier und liess sich

als den ersten Congreganisten der ersten Marianischen Sodalität auf ungarischem Boden in das Namensverzeichniss eintragen.“ (Weiser.) Die Erfolge dieser Anfänge waren grossartig, nicht etwa bloss unter der studierenden Jugend, sondern auch in den Familien, wo die jungen Sodalen durch ihr Beispiel, ihre Frömmigkeit und Sittsamkeit die Eltern selbst bekehrten: „sie wurden aus geheimen Bewunderern die offenen Nachahmer ihrer Kinder.“ Wie in Sellye, so gründete P. Dobokay auch in Agram und besonders in *Homonna* Congregationen. Hier hatte *Georg Graf Drugeth*, der durch Pázmány 1610 zum Katholicismus zurückgeführt war, der Gesellschaft Jesu ein Collegium und Schulen gegründet. Homonna war in den Jahren 1615—44 „eine Stätte, wo die edelsten, wissbegierigsten Geister von Nah’ und Fern zusammenströmten, . . . wo mehrere Hunderte dem Irrthume des Protestantismus abschworen und als katholische Männer, ausgezeichnet ebensosehr durch ihr Wissen, als ihre Tugend, die verschiedensten geistlichen und weltlichen Würden mit Ehren bekleideten.“ Hervorragend unter diesen ist *Johann Graf Drugeth*, der Sohn des Stifters der Schule in Homonna, Obergespan, judex curiae und königlicher Oberfeldherr (1635—40) in Oberungarn, der allen das herrliche Beispiel gab, ebenso gewissenhaft seine Amtspflichten, als seine Obliegenheiten als Sodale Marias zu erfüllen. Leider wurden diese Anfänge der Congregation in Ungarn durch die politischen Bewegungen unter Bocskay und Bethlen vielfach gehindert; ein neuer Aufschwung bis zur schönsten Blüthe erfolgte unter Kaiser Ferdinand nach dem Pressburger Frieden mit Bethlen 1626. Ueberall, wo die Schulen der Jesuiten eröffnet wurden, in Tyrnau, Pressburg, Raab, Gyöngyös, Oedenburg, erstanden Marianische Congregationen, überall treten auch dieselben grossartigen Erscheinungen des katholischen Lebens zu Tage: es war die Congregation stets und allerorts eine Pflanzstätte der Tugend, ein Hort der Unschuld und des Glaubens und eine Quelle christlicher Werke der Nächstenliebe. „Die Congregationen sind in ihrer Gesamtheit eine Stätte unschätzbaren Segens geworden, der sich über das ganze, weite Ungarland aus c. 22 vor dem Jahre 1697 (Sieg Eugens bei Zenta über die Türken) und später aus 42 heilbringenden Quellen ergoss. Dieser weitgehende, alle Verhältnisse Ungarns verjüngende und regenerierende Geist wurde in allen Ständen und Klassen immer fühlbarer und führte endlich zu dem grossen Werke der Befreiung von dem harten Selavenjoch der Türken und dem

nicht minder harten der Protestanten.“ (Weiser.) Allerdings wird unter Ferdinand erst der Samen ausgestreut, aber die ersten Blüthen des Frühlings erschienen bald. Der Kaiser und König zögerte nicht, sich in die neu errichteten Sodalitäten eintragen zu lassen. In *Pressburg* entstand bald nach der Eröffnung der Schule (1626) und des Collegiums (1631) der Jesuiten die Congregatio studiosorum, an der sich auch Männer aus den höchsten Ständen theiligten, so dass man bald (1629) Schritte that, um für die Herren eine eigene Congregation zu gründen. „Praeter studiosos aliqui honestiores cives et maxime officiales Camerae regiae, quae Posonii tanquam in metropoli locum habet, Congregationem B. Virginis avide expetunt, dataeque sunt pro ea erigenda litterae ad Congregationem Romanam ad admodum Rev. P. Generalem.“ „Ausser den Studenten haben auch einige vornehme Herren, besonders von der königlichen Hofkammer hier in Pressburg als der Hauptstadt, ein grosses Verlangen nach der Congregation der heiligen Jungfrau ausgesprochen, und sind zu deren Errichtung die Eingaben bei der römischen Congregation an den Hochw. P. General gemacht.“ Es traten derselben im Jahre 1630 ausser vielen Herren vom Adel und den Bürgern Pressburgs auch mehrere Bischöfe bei, vor allen der Primas Cardinal Peter Pázmány. Die höchste Ehre aber erfuhr die Pressburger Congregation, da selbst der *Kaiser Ferdinand, die Kaiserin Eleonora, die Erzherzoginnen Maria Anna, und Cäcilia Renata* ihren Namen in das grosse, kostbare Album der Congregation eintrugen.\*)

Auch der bereits am Feste der unbefleckten Empfängniss 1625 gekrönte König von Ungarn *Ferdinand III.*, trat der Congregation bei, und erscheint in späteren Jahren als besonderer Wohlthäter der Pressburger Sodalität. Welche innige Verehrung der Sohn Ferdinands II. gegen die Himmelskönigin trug, beweisen

---

\*) Anm. Aus Briefen, welche die *Erzherzogin Maria Anna* ihrem jüngeren Bruder *Erzherzog Leopold Wilhelm*, Bischof von Strassburg und Passau, im Jahre 1630 von Pressburg aus schrieb, ersieht man, wie gern die Erzherzoginnen-Töchter Ferdinands II. in Pressburg sich aufhielten und welch' schönes geschwisterliches Verhältniss unter den Kindern des Kaisers bestand. „Ich habe eine Krankheit, schreibt die Erzherzogin, die heisst man Sehnsucht. So lange diese währt, kann ich nicht recht lustig sein. Ich hoffe aber, wir werden bald wieder heraufkommen; sehe ich dann Ew. Liebden wieder, wird meine Krankheit schon vergehen. Ich wäre gern hier; es ist gar lustig. Wenn ich aber bedenke, dass ich E. L. so lange nicht sehen werde, dann vergeht mir alle Lust zum Bleiben.“

jene herrlichen Worte, die er, bereits römischer Kaiser in das Album der Congregation in Löwen eintrug.

ILLIUS EGO COETUS SUB INVOCATIONE TUA CONGREGATI,  
AUGUSTISSIMA **MARIA**  
ME LIBENS ET MERITO UNUM PROFITEOR:  
TIBI EGO ME MEOSQUE CONJUGEM AC LIBEROS,  
TIBI ROMANUM IMPERIUM, CUI DEUS ME PRAEFECIT,  
TIBI REGNA A MAJORIBUS ACCEPTA,  
TIBI TUTELAEQUE TUAE POPULUM ET EXERCITUS MEOS,  
TIBI TUOQUE FILIO MILITANTES,  
COMMITTO  
TU ME IN TUUM ADMITTE,  
QUI FILIO TUO, QUI TIBI, QUI UTRIUSQUE HONORI  
VIVO, REGNO, PUGNO.  
TUUS IGITUR EGO ERO,  
**MARIA,**  
TUI ERUNT QUICUMQUE MEI,  
TUA ERUNT DITIONES ET REGNA MEA ET IMPERIUM,  
TUI POPULI ET EXERCITUS.  
TU EOS PROTEGE, TU EIS VINCE  
TU IN EIS REGNA ET IMPERA.  
ITA VOVEO.  
**MDCXL.**  
TUUS PIETATE ET JUSTITIA,  
FERDINANDUS.

Zu deutsch: „Mit Freude und Liebe erkläre ich mich als Mitglied jener Congregation, die unter Anrufung Deines Namens, o erhabene Königin Maria, sich vereinigt hat. Dir weihe ich mich selbst, meine Gemahlin und meine Kinder, das römische Reich, zu dessen Oberhaupt Gott mich bestellt hat, und die Königthümer, die ich von meinen Ahnen ererbt habe. Unter Deinen Schutz stelle ich mein Volk und mein Heer, welche kämpfen für Dich und Deinen Sohn. Nimm mich auf als Deinen Diener, der ich für Deinen Sohn und für Dich, für Seine und Deine Ehre lebe, regiere, kämpfe. So bin ich also Dein, o Maria, Dein sind alle die Meinen. Dein sind meine Besitzungen und meine Staaten und das Reich, Dein meine Völker und meine Krieger. Du also schütze sie, siege für sie, herrsche über sie als Königin. Das ist mein Gelöbniß. 1640. Der Deine in Frömmigkeit und Gerechtigkeit, *Ferdinand.*“

Wenn so hochgestellte Personen sich der Marianischen Sodalität mit Begeisterung anschlossen, (seit dem Jahre 1625—1770 waren alle Palatine — kaum einer ausgenommen — Sodalen) so ist es begreiflich, welchen Eindruck dies auf alle Mitglieder

machen, welchen Eifer hervorrufen und welche Erfolge sichern musste. Die Congregation ist ja kein blosser Gebets-Verein, sie will und soll zuerst in der religiösen Ueberzeugung bestärken und dann überall in das practische, echt katholische Leben eingreifen, besonders dort, wo Hilfe am meisten nöthig ist. So wird uns von der Pressburger Congregation, welche i. J. 1631 den Grafen *Georg Draskovich* Probst von Pressburg, dann Bischof von Waizen, zum Präfecten wählte, im Einzelnen berichtet: sie sorgte für den Schmuck der Kirchen und Altäre und die Feier des Gottesdienstes; sie liess sich des Kirchengesanges anlegen sein; sie unterstützte nach Kräften fromme Unternehmungen; sie veranstaltete Processionen, Buss- und Bittgänge und am Feste des h. Königs Stephan Wallfahrten nach Mariathal, an denen fast der ganze Adel, selbst der Palatin sich theilnahm.

Von dem Geiste, der in der Pressburger Congregation herrschte, zeugt folgender Zug. „Ein Sodale der Adelscongregation blieb einige Male aus den Vereinssitzungen weg. Sein Name wurde deshalb aus der Liste der Sodalen gestrichen. Er vernahm es, und diese Nachricht war für ihn eine wahre Trauerbotschaft. Der blosser Gedanke, die Gunst und Gnade der Gottesmutter verloren zu haben, erfüllte ihn mit Furcht und Schrecken. Bei der nächsten Versammlung erschien er plötzlich, brach in Thränen aus und bat inständigst, jede Strafe über ihn zu verhängen, aber nur ihn nicht auszuschliessen. Er sei bereit, jede Busse zur Genugthuung zu übernehmen, nur möge man ihn *unter dem Schutzmantel der heiligsten Jungfrau Maria* behalten.“

Was von den Pressburger Sodalen zu sagen ist, gilt auch durchschnittlich von den übrigen in ganz Ungarn, und dieses zwar kleine aber auserlesene Heer von Streitern für die Ehre Marias und ihres göttlichen Sohnes ist wohl im Stande, einen Umschwung im ganzen religiösen Leben, im Denken, wie im Handeln hervorzurufen. Es sei beispielsweise nur hingewiesen, auf jene zwei Männer, welche unter Ferdinand an der Spitze der höchsten geistlichen und weltlichen Kreise Ungarns standen, *Primas Peter Pázmány* und *Palatin Nicolaus Eszterházy*. Wie sie ihrerseits die katholischen Bestrebungen Ferdinands unterstützten und durchführten, so fanden sie andererseits wieder an dem Monarchen eine Stütze für ihre Unternehmungen. Beide Männer waren Congreganten und erfüllten in grossartiger Weise die Pflichten, die sie als solche auf sich

genommen hatten, sich ganz der Sache Gottes zu weihen und die Ehre Marias nach Kräften zu verbreiten. *Dreissig Magnaten-Familien* waren es allein, welche der Cardinal Pázmány (Sodale von der Klausenburger und Pressburger Congregation) der katholischen Kirche zurückführte, nicht zu reden von seinen Büchern und Schriften, von seinen Stiftungen und Anordnungen, die Heil und Segen Jahrhunderte hindurch über Ungarn verbreiteten und noch verbreiten. Der Palatin Nicolaus Graf Eszterházy aber, der ebenfalls von Pázmány i. J. 1610 zum katholischen Glauben zurückgeführt war, kann in jeder Hinsicht als das Muster eines echt christlichen Magnaten und Marianischen Sodalens gelten, der sich ebenso durch Thaten für König und Vaterland, wie für Gott und seine Kirche auszeichnete. Er war es, der die Rechte Ferdinands gegen Bethlen und dessen Helfeshelfer und Nachfolger Jahre lang vertheidigte; der die Bischöfe und Kirchenfürsten mit Rath und That unterstützte, nicht um in kirchliche Rechte einzugreifen, vielmehr sagte er: „Ich berührte alle diese Punkte aus reiner Liebe zu meinem Vaterlande, aus Pietät zum Priesterstande und um seinen Einfluss zu heben. Ich hatte einzig Gott vor Augen und das Gedeihen des katholischen Glaubens, wofür ich mein Blut und mein Leben gern hinopferte.“ Nicht wenige Magnaten verdankten den Gesprächen und der Lectüre bei der Tafel des Palatins ihre Rückkehr zum Glauben und zu Gott; insbesondere aber gibt von seinem religiösen Sinne und seiner Andacht zur sel. Jungfrau folgender Zug rührenden Aufschluss. — Es feierte sein jüngster Sohn Ladislaus seinen fünfzehnten Geburtstag und der Vater beschenkte und beglückwünschte seinen Sohn in einem Briefe, welcher lautete: „Seit Deinem ersten Geburtstag betete ich für Dich täglich diesen h. Rosenkranz. Empfange jetzt denselben zu Deinem 15. Geburtstage mit den Segenswünschen als das kostbarste Geschenk, das Dein Vater Dir überreichen kann. Von nun an wirst Du ihn selber beten zu Ehren derjenigen, der ich Dich vor 15 Jahren geweiht habe.“

Solche Männer waren es, denen Kaiser und König Ferdinand die Regierung Ungarns anvertraut hatte, und die mit ihm ebenso sehr für Gott und Kirche, wie für das Vaterland arbeiteten. Die Marianische Congregation kann sich rühmen, dass diese Männer und Vorkämpfer der katholischen Sache, gleichwie in Oesterreich und Böhmen, so auch in Ungarn *Marianische Sodalens* waren nach dem Vorbild ihres Monarchen.



## Kaiser Ferdinands Walten in Deutschland.

Wenn Ferdinands Wirken in dem übrigen Deutschland als erwählter römischer Kaiser und deutscher König nicht solche Erfolge aufweisen konnte, wie in seinen eigenen Ländern (Erbländern), so liegt die Schuld theils in dem Verhalten der deutschen Fürsten sowohl der katholischen, wie der protestantischen, theils in der damaligen Machtlosigkeit des römischen Kaisers, theils in dem unbefugten Eingreifen fremder Mächte in deutsche Angelegenheiten und in der allgemeinen Anfeindung der echt katholischen Dynastie Habsburg. Als der *böhmische Aufstand* (1618—21) niedergeschlagen und Ferdinand in dem ruhigen Besitze seiner Länder Oesterreich, Böhmen, Ungarn gelangt war, hörte der Krieg in Deutschland noch nicht auf, sondern er dauerte sogar bis zum Lebensende Ferdinands fort; der Kaiser trägt wahrhaftig nicht die mindeste Schuld daran, dass Deutschland in so furchtbarer Weise *dreissig Jahre* hindurch verwüstet wurde, und ein Feind nach dem anderen sich erhob. Zuerst setzte der vertriebene „Winterkönig“ Friedrich von der Pfalz den Krieg fort.

### 1. Pfälzischer Krieg. (1621—24.)

Ferdinand zeigte sich wiederholt zum Frieden und zum Verzeihen dem Pfalzgrafen gegenüber bereit, wie er überall und allezeit selbst den Rebellen die Hand zur Versöhnung bot, und erst nach langem Warten (1622) sprach er über den Pfalzgrafen Friedrich die wohlverdiente Reichsacht aus. Dieser fand in den Generalstaaten der Niederlande starke Freunde, die ihn mit Geld reichlich versahen, dass er mehrere Söldnerführer und Abenteurer nach einander mit der Fortsetzung des Krieges betrauen konnte. Zuerst war es *Ernst von Mansfeld*, dem sich bald der Markgraf *Georg Friedrich von Baden-Durlach* und endlich *Christian von Braunschweig-Halberstadt* („Christian,



Gottesfreund und der Pfaffenfeind“) mit bedeutenden militärischen Kräften anschlossen. Diese Heeresführer wurden die eigentlichen Urheber jener greuelhaften Kriegführung, deren Grundsatz nach Mansfeld's eigenen Worten war: „Die Armee muss sich selbst erhalten; der Soldat braucht Geld; giebt man es ihm nicht, so nimmt er es, wo er es findet. Da hilft kein Zaum mehr und keine Schranke. Die Soldaten wollen sich auch bereichern; sie nehmen alles, sie plündern alles, sie schlagen und erschlagen, was ihnen Widerstand thun will.“ Auch diesen Feldherrn bot der Kaiser Ferdinand mehrfach die Hand zum Frieden an; aber jedesmal war es Mansfeld, der Mann ohne Treue und Rechtsgefühl, der die Hand zurückzog, und das „Scheusal Christian zog sein entmensches Wüthen jeder Verzeihung vor.“ (Hurter.) Gegen alle diese Führer und deren Mordbrenner hatte *Tilly*, der Sieger am weissen Berge und Feldherr des Kaisers und Maximilians, den Krieg zu führen und besiegte dieselben bei Wimpfen, bei Höchst (1622), bei Stadtlohn (1623) bis zur Vernichtung und eroberte die Hauptstadt des Pfälzgrafen, Heidelberg.

Zu den zahlreichen Erdichtungen, welche die protestantische Geschichtsschreibung an die Person des Generals Tilly geknüpft, gehören auch die Grausamkeiten, die bei der Erstürmung dieser Stadt begangen sein sollen, ebenso wie es eine Fabel ist, dass Tilly die Stadt Magdeburg zerstört und verbrannt habe und jenes Wort gesprochen habe, welches Schiller verbreitet: „Mordet und brennet noch eine Stunde; dann werde ich mich besinnen.“ Gerade die Mordbrenner waren von Tilly besiegt; er selbst aber, ein durchaus edler Character, hielt strenge Manneszucht in seinem Heere. Er war gleich seinem Oberherrn, Kaiser Ferdinand und Herzog Maximilian, ein Zögling der Jesuiten und als Mitglied der Marianischen Congregation ein wahrer Verehrer der Gottesmutter. Reiche Geschenke, die ihm nach seinen Siegen zu Theil wurden (z. B. eine reich mit Diamanten besetzte Kette von einer spanischen Infantin), legte er als Weihgeschenk auf den Altar der *Mutter Gottes in Altötting*. Nie unternahm er einen Angriff, ohne vor Gott sich niedergeworfen und gebetet zu haben, dass sein Wille geschehe und ohne der Fürbitte der Gottesmutter, speciell dem Gnadenbilde in Altötting sich empfohlen zu haben; (in ähnlicher Weise hat später *der jugendliche Erzherzog Karl* vor seinem ersten Siegeslauf in seinem Feldzuge in der ersten Coalition ebenfalls in Altötting der Gottesmutter sich

empfohlen und sein Schwert dort weihen lassen.) Tilly war ein Mann echten katholischen Glaubens, ein katholisch-kirchlicher Character, ein Mann des Gebetes, der gleich den Priestern täglich sein Brevier beten wollte, ein „deutscher Josua“, ein Mann strenger Sitte und Gerechtigkeit, von dem bekannt war, dass er nie trunken gewesen und nie ein Weib berührt habe. Sieger in 36 Schlachten, wollte er in Altötting begraben werden, und seine Grab-Inschrift sagt: „post tot ultimam expectat tubam.“

Kaiser Ferdinand erzeigte sich in vielfacher Weise dankbar gegen seinen Feldherrn und erhob ihn in den Grafenstand; Tilly selbst wusste es später absichtlich zu verhindern, dass der Fürstentitel durch kaiserliche Gunstbezeugung ihm verliehen werde.

Auch den Herzog Maximilian von Baiern hatte der Kaiser i. J. 1623 für seine Verdienste belohnt und mit der Oberpfalz durch Uebergabe des Kurhutes und des Kurmantels feierlich belehnt. Der Friede im Reiche schien hergestellt; da erhob sich die erste *Coalition* der Mächte, England, Holland und Frankreich gegen die katholische Dynastie Habsburg. Im eigenen Interesse wollten diese den Krieg nicht ruhen lassen und traten daher für den geächteten Pfalzgrafen ein. Nicht blos Mannsfeld und Christian von Halberstadt erschienen wieder mit ihrem Söldnerheere, sondern die Coalition rief auch den *König Christian von Dänemark* auf den Kriegsschauplatz, während Bethlen Gábor im Süden neuerdings vordrang.

So entstand

## 2. der dänische Krieg. (1626—29.)

Es trat nun an den Kaiser die Nothwendigkeit heran, neben dem Heere unter Tilly, d. h. neben dem Heere der katholischen Liga-Fürsten, auf deren Wunsch ein eigenes Heer aufzustellen. *Albrecht von Waldstein* (geb. 1583), der sich wiederholt in den verschiedenen Kämpfen für den Kaiser, besonders gegen Bethlen Gábor ausgezeichnet und von Ferdinand den Fürstentitel und i. J. 1625 selbst die Herzogswürde (von Friedland) erhalten hatte und das ganze Vertrauen des Kaisers besass, wurde zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee ernannt. Waldstein musste sich die Armee erst schaffen; in kurzer Zeit hatte er 30,000 Mann unter seinem Commando und wusste seinem

Heere einen Geist einzuhauchen, der damals fremd und neu erschien, nämlich eine gut *kaiserliche Gesinnung*. Diese forderte er nebst persönlicher Tüchtigkeit von seinen Soldaten, und es ist erstaunlich, wie schnell sich dieser dem Heere und auch einem grossen Theile der Nation mittheilte; diese dem Heere eingepflanzte kaiserliche Gesinnung hat den Friedländer-Herzog selbst noch lange überlebt. Dies war umso bedeutungsvoller, da der Name des Kaisers in Deutschland immer mehr erblasste und die sich bekämpfenden Heere aus den verschiedensten Confessionen und Nationen sich zusammensetzten. Leider unterhielt Waldstein sein Heer auf Kosten der Länder, wo er weilte und das entsetzliche Wort Mansfelds, „der Krieg muss den Krieg ernähren,“ wurde auch hier zur Wirklichkeit, wenn auch der gewaltige Wille des Führers manche Ausschreitungen streng strafte. So trat denn dem Heere der Liga unter Tilly ein kaiserliches Heer zur Seite; n„eben dem reinen Bilde Tilly's taucht das blutige Bild Waldsteins empor“; es sind grosse Gegensätze: Tilly bescheiden, einfach, streng religiös, ein Greis, am Ende einer makellosen Laufbahn; Waldstein in der Vollkraft des Mannesalters, im vollen Ringen nach Glanz und Ruhm, stets sich umgebend mit grossem Gefolge und Glanz und Pomp, und im Kopfe mit den kühnsten Plänen sich tragend, und mit dem Gedanken, den Kaiser zum alleinigen Herrn und das Reich gross zu machen. Tilly erwartete lange mit Sehnsucht in Niedersachsen die Ankunft Waldsteins: aber es kam noch vor Ausbruch des Krieges eine *Friedensconferenz* 1625\* zu Braunschweig zu Stande, auf welcher Kaiser Ferdinand zur Herbeiführung einer friedlichen Lösung die weitgehendsten Zugeständnisse machte. Doch Christian IV. von Dänemark verweigerte die Annahme, mit der Begründung, „das evangelische Bekenntniss in Niedersachsen sichern“ zu müssen. Tilly trat dieser Verdächtigung mit einer schneidigen Proclamation entgegen: „Es mögen alle und jedwede Prediger und Geistliche der Augsburger Confession im niedersächsischen Kreise und anderswo kühn auftreten und sagen, ob jemand unter ihnen von dem General Tilly vertrieben worden, oder ob ihnen sonst in der Verwaltung ihrer Aemter und Kirchendienste jemals auch nur die geringste Behinderung, Hemmniss und Sperrung begegnet ist. Denn man weiss sich genugsam versichert, und es liegt notorisch unzweifelhaft vor, dass keiner unter ihnen mit Grundes Bestand den Mund zur Klage und Beschwerde deshalb öffnen kann.

sondern sie vielmehr sich werden zu bedanken wissen für den starken Schutz und Schirm, der wider allen Betrug und Bedrang ihnen geleistet ist.“

Niemand könnte gegen solche Sprache des edlen Generals irgend etwas vorbringen; da man aber fortfuhr, den Kaiser Ferdinand als den Bedränger „deutscher Libertät“ hinzustellen, characterisirte der wackere Feldherr der Liga das Treiben der Gegner in einem zweiten Manifest: „das Wort der deutschen Libertät bedeutet die Begierde nach unumschränkter Herrschaft, die nicht gehemmt werden soll durch die Fürsten vor Kaiser und Reichsgerüst . . . . Das ist jene deutsche Libertät, die man den Deutschen bringen will mit Hilfe der Holländer, Engländer und wessen immer sonst. *Und dieses Streben umhüllt man mit dem Namen der Religion.*“

Als der Kueg im folgenden Jahre 1626 ausbrach, wurde zuerst Mansfeld bei Dessau geschlagen; er zog sich durch Schlesien zurück, um sich in Ungarn mit Bethlen zu vereinen. Waldstein folgte ihm auch hierhin, worauf Bethlen mit dem Kaiser den Pressburger Frieden (zum zwölften und letzten Male!) schloss, während Mansfeld floh. In Bosnien erkrankte er sterbend; die Lebenskraft des „kriegerischen Wüstling“ war verbraucht; er starb dort am 26. November 1626, 46 Jahre alt. Kurz nach ihm starb sein Waffengenosse Ernst von Weimar im Thuroczer Comitatz am 4. Dezember 1626; und einige Monate vorher endete Christian von Halberstadt am 16. Juni 1626 in Wolfenbüttel 26 Jahre alt. „Die Krankheit und der Tod, sagte der König von Dänemark, sein Oheim, haben ihren Ursprung von dem unordentlichen Leben, dass seine fürstlichen Gnaden jederzeit geführt.“

So starben kurz nach einander die Feinde des Kaisers, von denen Onno Klopp sagt: „Mansfeld (ähnlich die zwei anderen) war einer der wirksamsten Mitarbeiter an dem Werke der Vernichtung unserer deutschen Nationalkraft, Einheit und Cultur. Sein Auftreten hatte die Deutschen noch gefunden als die erste aller Nationen; war sie es noch bei seinem Abschied? Schon waren viele Sehnen und Nerven ihr durchschnitten durch ihn; eine lange Reihe einst blühender Gemeinwesen von Böhmen bis zum Rhein und wiederum im Norden und Osten lag zerrüttet und zertrümmert durch ihn. Das Werk zu vollenden verblieb seinen Nachfolgern.“ Zu gleicher Zeit erfocht Tilly den glänzendsten Sieg bei Lutter am Babenberge über Christian IV. von Dänemark, der von

England 300,000 Gulden und von Holland 50,000 Gulden monatlich Subsidien erhielt. Bald erschien auch Waldstein wieder im Norden beide Feldherrn zusammen vertrieben die Dänen vollends aus dem Reiche auf die dänischen Inseln, und endlich kam der Friede von Lübeck 1629 zu Stande. „Wahrlich,“ rief Christian aus, da ihm aller Besitz zurückgegeben wurde, „der Kaiser gibt mir mehr, als ich begehrt.“ Es geschah dies gegen die Mahnung Tillys im Interesse Waldsteins, der das vollste Vertrauen des Kaisers besass. Ferdinand II. belohnte seinen ehrgeizigen Feldherrn in wirklich kaiserlicher Huld und Freigebigkeit: er verlieh ihm das Fürstenthum Sagan mit dem Herzogstitel und den weitesten Hoheitsrechten, er überlies ihm die Länder der beiden Herzoge von Meklenburg als Unterpfand für seine Kriegskosten und ernannte ihn zum „General der ganzen kaiserlichen Schiffsarmada, wie auch zu des oceanischen und baltischen Meeres General“, indem er Waldsteins Plan von der Errichtung einer kaiserlichen Seemacht für gut befand. Bis jetzt war Ferdinand *Sieger über alle seine Feinde*. Diese Jahre seit der Besiegung der Dänen waren es, wo er auf dem Gipfel seiner Macht stand und als Kaiser auch in Nord-Deutschland wieder sein Wort und das Recht zur Geltung bringen konnte. Er dankte dies den Siegen seiner Feldherrn, aber er dankte es noch viel mehr seinem eigenen Gebete und Gottvertrauen und dem Schutze der Himmelskönigin. Diese hehre Gottesmutter nannte er die *Generalissima* seiner Armee, und das Heeresbanner führte ihr Bildniss: unter Anrufung ihres Namens ging man in den Kampf; alle Vergehen der Soldaten gegen die Himmelskönigin galten ihm wie Majestätsverbrechen. Daher kam es, dass seine Feinde sich mehr vor dem Gebete Ferdinands, als vor seinen Soldaten fürchteten. Bethlen Gábor, der im gleichen Jahre 1629 starb, erklärte es für gefährlich, mit dem Kaiser zu kämpfen, da weder Unglück ihn breche, noch Glück ihn übermüthig mache.

Bei all diesen übernatürlichen Mitteln und bei all seinem Streben nach Tugend vergass der Kaiser aber nicht, alle seine Kräfte anzustrengen, um seiner Aufgabe als Regent nachzukommen. Tausendmal lieber, versicherte er, wolle er das Leben verlieren, als die Nachrede über sich kommen lassen, dass *der erhabene Bau des Reiches*, der durch acht Jahrhunderte eine solche Macht bildete durch seine Nachlässigkeit auseinanderfallen sollte. Daher willfahrte Ferdinand dem Verlangen der katholischen Kurfürsten

und erliess am 6. März 1629 das *Restitutionsedict*, das die Rückgabe jener katholischen Kirchengüter (2 Erzbisthümer, 12 Bisthümer, Abteien, Klöster) anordnete, welche die Protestanten mit offenkundiger Verletzung des Augsburger Religionsfriedens an sich gerissen hatten. Diese Massregel war jedenfalls durchaus *rechtmässig und gesetzlich*, denn sie entsprach vollständig den Satzungen des Augsburger Religionsfriedens vom Jahre 1555. Man stellt aber vielfach das Restitutionsedict als eine politisch unkluge Massregel hin. Das ist nur wahr, falls man nicht die Kraft hatte, es durchzuführen und nöthigenfalls mit Gewalt das widerrechtlich Genommene zurückzufordern. Dies war aber dem siegreichen Kaiser wohl möglich, und die Durchführung des Edictes ging in manchen Districten sogar ganz ruhig und leicht von Statten.

Jetzt aber traten zwei Ereignisse ein, die allerdings einen Wendepunkt herbeiführten: Am 3. Juli 1630 eröffnete Kaiser Ferdinand seinen ersten Reichstag in Regensburg, wo er auf das Drängen der Fürsten besonders der Liga *die Entlassung Waldsteins* und seines Heeres einwilligte; tags darauf am 4. Juli 1620 landete *Gustav Adolf*, König von Schweden, an der nordöstlichen Küste Deutschlands mit einer schlagfertigen Armee. Zwar waren die vielfachen Klagen über Waldstein und sein Heer berechtigt; aber sie waren es nicht allein, welche Maximilian von Baiern veranlassten, den Antrag auf Waldsteins Entlassung zu stellen; es kam hiezu die Furcht der Fürsten vor der Uebermacht des Kaisers, welche Cardinal Richelieu, der französische Minister, im Interesse seiner ränkevollen antihabsburgischen Politik trefflich zu nähren verstand und ausserdem die Eifersucht Baierns gegen Habsburg, welche auch in den folgenden Jahrhunderten dem deutschen Reiche tödliche Wunden schlug bis zu seiner Vernichtung, dafür aber einer anderen protestantischen Macht im Norden die Wege bahnte. Der Kaiser schwankte lange; er ahnte, welche unberechenbare Folgen die Entlassung seines siegreichen, obersten Feldherrn haben werde. In Wahrheit war seit jenem Reichstage der Einfluss des Kaisers in Deutschland, besonders im Norden, im steten Sinken; die Vollstreckung des Restitutionsedictes, welche die Katholiken Norddeutschlands bereits zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, wurde auf Antrag desselben Kurfürst Max aufgeschoben wegen des Erscheinens Gustav Adolfs: nur mit Wehmuth kann die katholische Kirche Norddeutschlands



dieses Reichstages in Regensburg gedenken; der Kaiser aber unterzeichnete die Anträge des Herzogs von Baiern nach längerem inneren Kampfe nothgedrungen, mit Recht hinzufügend, „wie wohl ungern und ohne Gutheissen und Protestation, an allem hieraus entstehenden Unheil vor Gott und der Welt unschuldig zu sein.“ Trotz aller Opfer konnte der Kaiser nicht einmal die Wahl seines Sohnes zum Römischen Kaiser erreichen; aber der Schwedenkönig hatte bereits im Nord-Osten festen Fuss gefasst.

### 3. D e r s c h w e d i s c h e K r i e g. (1630—35)

Gustav Adolf gehört zu jenen vier Männern, welche in der ersten Hälfte des dreissigjährigen Krieges characteristisch und tonangebend hervortraten. Ein ähnlicher Gegensatz, wie zwischen den beiden Feldherrn Tilly und Waldstein, besteht zwischen Kaiser Ferdinand und dem Schwedenkönig Gustav Adolf. Ohne Kriegserklärung fiel er in Deutschland ein, und sein Manifest nach erfolgter Landung ist nach Friedrich's II. Worten „ein Meisterstück königlicher Sophistik.“ Dasselbe enthält kein Wort von einer Befreiung des Protestantismus“ oder von einem „Religionskrieg“, da der Protestantismus ja gar nicht bedroht war. Gustav Adolf kam auf die Einladung des Cardinals Richelieu, und der Seestaaten, die ihm reiche Hilfgelder zahlten, um den Kaiser und die Dynastie Habsburgs zu bekriegen; er kam aus Eroberungssucht, um ein Kaiserreich des Nordens und Ostens zu gründen, nachdem er hereits in achtzehn Feldzügen seinen Thatendurst gestillt hatte. Allerdings musste er solche ehrgeizige Absichten verhüllen, und er verstand es vortrefflich, indem er auf sein „heiliges Werk“ hinwies, gegen „die Unterdrückung der deutschen Freiheit durch den Kaiser“ zu kämpfen. Auch das religiöse Gepränge, das er seinem Unternehmen gab, sollte von der Lauterkeit seiner Absichten überzeugen; „ein durch den Schimmer religiöser Ideen verhüllter *Geist der Eroberung* hat den Schweden über die Ostsee herbeigeführt.“ (Gfrörer.) Als Mittel zu seinem Zwecke suchte er nun freilich die Protestanten zu gewinnen, die sich ihm als „ihren Schutz- und Schirmherrn“ unterwerfen und ihre Länder und festen Städte übergeben sollten. Aber die Protestanten selbst wollten anfangs von einer Verbindung mit Gustav Adolf nichts wissen.\*) Sachsen, selbst der Leipziger

\*) Anm. Characteristisch für unsere Zeit ist eine Bemerkung Schlossers: „Adam Graf Schwarzenberg, der eigentliche Regent Brandenburgs, stand ganz im



Convent, wo viel Dreistes (gegen Ferdinand) gesprochen und mit dem Lied begonnen wurde: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steuer des Papstes und der Türken Mord,“ lehnten die Anträge des Schweden ab“, (Schlosser) bis sie durch Drohungen gefügig gemacht wurden. Welcher Gegensatz tritt hier hervor zwischen Kaiser Ferdinand und dem König Gustav Adolf? Hier Wahrheit und Recht und Offenheit, dort Gewalt und List und Unrecht. Die beiden Herrscher haben sich gegenseitig treffend gekennzeichnet: „Ich fürchte mich — sagt der Schwede — bei all meinem Glück einzig vor der grossen Tugend des Kaisers“, und Ferdinand: „der König ist ein grosser Feldherr, nur Schade, dass er eine so üble Sache verfiht.“ Bevor es zum Kampfe kam, liess der Kaiser diesen Eindringling Frieden antragen; auch Gustav Adolf heuchelte Friedensgesinnung, aber seine enormen Forderungen kamen einer Ablehnung gleich. Der greise General Tilly, seit der Entlassung Wallensteins wieder kaiserlicher Feldherr, war trotz der Eroberung Magdeburgs seinem königlichen Gegner nicht gewachsen, und erlitt i. J. 1631 bei *Breitenfeld* eine grosse Niederlage. Ganz Franken, die Main- und Rheingegenden standen den Schweden nun offen, die plündernd immer weiter nach Süden vordrangen, während die dem Schweden jetzt verbündeten Sachsen in Böhmen einfielen, Prag eroberten, die Jesuiten vertrieben und den Protestantismus wieder einführten. Das war der erste grosse Schlag, der den Kaiser traf, und zwar durch Gustav Adolf. Das zweite Unglück für Ferdinand folgte bald, und zwar durch Waldstein. Dieser genoss noch immer das vollste Vertrauen des Kaisers und trug nicht ihm, sondern nur dem Kurfürsten von Baiern seine Entlassung nach. Die Augen des Kaisers richteten sich in seiner Bedrängniss daher wieder auf Waldstein, der die exorbitantesten Bedingungen und eine unerhörte Unbeschränktheit als Oberfeldherr forderte; „nicht einmal neben Gott, geschweige denn neben dem König von Ungarn würde er den Oberbefehl annehmen.“ Wenn der Kaiser dennoch ihn wieder zum „Generalcapo über die kaiserliche Armada“ ernannte, so zeigt dies die ganze schwierige Lage

---

Interesse des Kaisers. Dass der *calvinische* Kurfürst mit ihm (Schwarzenberg) bei seinen *lutherischen* Unterthanen anfangs besser auskam, als mit einem *Calvinisten*, mag richtig sein; darum blieb es aber doch ein ganz schmählicher Missgriff, in solcher Zeit einem Schwarzenberg das Interesse eines grossen protestantischen Staates in Deutschland anzuvertrauen.“

Ferdinands. Maximilian von Baiern musste sich nun ebenfalls an den neuen Oberfeldherrn um Hilfe gegen den Schwedenkönig wenden, aber auch dessen Rache erfahren. Tilly wurde am Lech bei Rain tödtlich verwundet und starb am 30. April 1632. War sein ganzes Leben das eines echt christlichen Helden und Marianischen Sodalens gewesen, so war sein Tod der eines Heiligen; mit den Worten *In te Domine speravi*, „Auf Dich o Herr, habe ich gehofft; ich werde nicht zu Schanden werden ewiglich,“ den Blick auf das Crucifix gerichtet, hauchte er seine reine Seele aus. Selbst Waldstein rief bei der Todesnachricht bewegt aus: „er hat nicht seines Gleichen gehabt.“ Sein Leib ruht in der Tilly-Kapelle in der Marienkirche zu Altötting. Nach einem halben Jahre, am 16. November 1632, sollte bei *Lützen* zwischen Gustav Adolf und Waldstein endlich entschieden werden, „wer der Herr der Welt sei“; der Schwedenkönig fand in der Schlacht den Tod; der Sieg neigte sich aber am Ende den Schweden zu. So war denn Kaiser Ferdinand freilich von seinem gefährlichsten Feinde frei geworden. Wie in jeder Gefahr, so hatte er auch hier es nicht unterlassen, dem göttlichen Schutze sich zu empfehlen und durch Gebete und Gelübde den Himmel zu bestürmen. Es war dies in aller Welt so bekannt, dass selbst ein Türke im Gefolge des türkischen Pascha vor Ofen auf die Frage, wie Ferdinand sich des Schwedenkönigs habe erwehren können, kurz antwortete: „*Ferdinand ist ein Heiliger*, Gott ist mit ihm; er streitet für ihn.“ Waldstein war jetzt allein noch übrig von den bisherigen grossen Führern: kein bedeutender Gegner stand ihm gegenüber und er hätte können den Feind vernichten. Aber seit dem Tage von Lützen war seine Kriegsführung eine andere geworden: weitgehende Pläne, verrätherische Gedanken und Unterhandlungen machten den Feldherrn des Kaisers zu dessen grössten Feinde. Lange zögerte der Kaiser an den Verrath Waldsteins zu glauben und das zweite Absetzungs-patent zu unterschreiben. Noch ehe dasselbe beim Heere überall veröffentlicht war, wurde Waldstein plötzlich auf seiner Reise nach Prag, am gleichen Tage, wo er in Prag als König einziehen wollte, am 24. Februar 1634 von Oberst Buttler und seinen Gesinnungsgenossen in Eger ermordet unter dem Rufe: „Bist du der Schelm, der des Kaisers Volk dem Feinde zuführen und Sr. Majestät die Krone vom Haupte reissen will? dafür musst Du sterben.“ Kurz und treffend bemerkt Weiss: „So endete

Wallenstein; kein Purpurmantel umschloss jetzt seinen Leib, sondern ein einfacher Sarg. Er konnte Deutschland retten und ewiger Nachruhm hätte ihn belohnt; jetzt ist sein Wappenschild für immer mit der Makel des Verrathes besudelt. Einer der begabtesten, ist er der unglücklichste Feldherr des 30-jährigen Krieges.“ Kaiser Ferdinand brach bei der Nachricht über das traurige Ende seines Feldherrn in Thränen aus, mit den Worten: „Ach, mein Wallenstein!“ Er befahl sofort in echt kaiserlicher Grossmuth, dass 3000 Messen für den Verstorbenen gelesen werden. Er hatte zu der Ermordung selbstverständlich nicht den geringsten Anlass gegeben, sondern sie war von Buttler in der Ueberwallung seiner kaisertreuen, eidlich bekräftigten Gesinnung gegenüber Waldsteins constatirten Verrath eigenmächtig geschehen, und wahrhaftig die Gebete des Kaisers für Waldstein sind nicht ein Eingeständniss der Mitschuld, sondern Beweis seines Mitleides und seiner Feindes- oder Freundes-Liebe bis über das Grab hinaus.

Die Mitschuldigen Waldsteins wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und verurtheilt, aber alle von Ferdinand begnadigt, mit Ausnahme des Grafen Schaffgotsch. Der Kaiser übertrug nun den Oberbefehl seinem Sohne *Ferdinand Ernst, dem gekrönten Könige von Ungarn und Böhmen* und ihm zur Seite dem Generallieutenant Gallas. Nach vielem Ungemach hatte Kaiser Ferdinand die Freude, seinen Sohn als den Sieger in der glorreichen Schlacht bei *Nördlingen*, der glänzendsten Schlacht des ganzen Krieges (7. Sept. 1634) begrüßen zu können. An der Schlacht hatte noch ein anderer junger Habsburger der spanischen Linie *Cardinal-Infant Don Fernando*, Statthalter der Niederlande, als Führer spanischer Hilfstruppen, grossen Antheil genommen, und die Zusammenkunft der beiden Habsburger nach der Schlacht auf dem Kampfplatze bildet mit Recht den Gegenstand künstlerischer Darstellung. „Wir haben Breitenfeld vergolten,“ rief der König von Ungarn, als er unter stürmischem Jubel des Heeres über das Schlachtfeld ritt. Diesem Siege folgte bald der *Friede von Prag* 1635 mit Sachsen, dem Brandenburg und manche andere Reichsfürsten beitraten. Zwar waren sowohl manche Protestanten, als auch manche Katholiken und Rom selbst mit diesem Frieden unzufrieden; aber Ferdinand hatte vor dem Abschlusse einen Gewissensrath darüber gehalten, der aus zwei Cardinälen, zwei Bischöfen, mehreren Prälaten und einem Theologen

aus jedem geistlichen Orden bestand, und er rechtfertigte sich daher in einem Schreiben an seinen Gesandten in Rom, worin es am Schlusse heisst: „Sollte aber dennoch jemand bedauern, dass der heiligen Kirche nicht noch mehrere Vortheile verschafft wurden, so mag er seinen Unwillen an demjenigen auslassen, der dies verhinderte. Denn dieser Vorwurf trifft nicht uns, sondern den *allerchristlichsten König* (von Frankreich), der sich nicht scheute, die Macht der Unkatholischen gegen uns aufzuhetzen und zu ihrer Unterstützung einen auswärtigen König (Gustav Adolf) herbeizurufen.“

Der Kaiser hoffte den Prager Frieden allmählich zu erweitern, und da die Sache der Schweden in Deutschland schlecht stand, schien der allgemeine Frieden, ein langgehegter Wunsch des Kaisers, jetzt bevorzustehen. Aber Richelieu, Minister Frankreichs, des Erbfeindes Deutschlands und besonders des Hauses Habsburg, vereitelte die Hoffnungen des Kaisers und brachte eine neue Coalition gegen ihn zu Stande. Es begann der *schwedisch-französische Krieg* (1635—48), dessen Ende Ferdinand nicht erleben sollte.

Allerdings war Ferdinand in seinen Erbländern als katholischer Monarch glücklicher gewesen, als in den übrigen Theilen des deutschen Reiches; dennoch hat er auch hier ausserordentliche Verdienste und die katholische Sache verdankt in vielen Gegenden seinem Eingreifen, seinem Gottvertrauen und Gebete ihren Bestand. Und wie viel Unrecht hat er gehindert? Auch ist es dem Kaiser nicht gelungen, aller Feinde Deutschlands seit dem Einbruch Gustav Adolfs und der Franzosen überall Herr zu werden; ebensowenig ist es ihm gelungen, das Restitutionsedict durchzuführen und noch viel weniger, dem ganzen Reiche die Einheit des Glaubens zurückzugeben: dennoch war Ferdinand II. in dieser traurigen Zeit ein wahrer Segen für das deutsche Reich. Wie viel Unglück hat er noch immer vom Reiche abgewendet, wie sehr die Einheit des Reiches, die vor ihm bereits zu einem Schattenbild herabgesunken war, wieder hervorgehoben, so dass ihm selbst der ganz unbegründete Vorwurf gemacht wurde, er wolle Deutschland zu einem Erbreich machen. Wie eifrig hat er die katholische Sache mit all seinen Kräften gefördert und geschützt, sei es durch seinen Einfluss, sei es durch Geld, sei es durch Waffen, sei es durch Beförderung tüchtiger katholischer Männer in allen Stellungen! Wie gross war seine Fürsorge für einen guten Clerus! Wie unterstützte er überall die Thätigkeit der

Ordensgeistlichkeit! Wie sorgte er nach Möglichkeit für gute Bischöfe! Was wäre wohl aus Deutschland in den schrecklichen Jahren des 30-jährigen Krieges geworden, hätte es nicht einen Ferdinand zum Kaiser gehabt? Wenn es demnach auch wahr ist, dass der Werth des Mannes, auch des Regenten, nicht nach dem äusseren Erfolge sich bemisst, sondern vielmehr nach dessen Intentionen und Bemühungen, so muss doch von Ferdinand auch bezüglich des Erfolges gesagt werden, dass er das Reich und die katholische Sache damals vor dem sicheren Untergange bewahrt, und unter so schwierigen Verhältnissen, wo der Schwede und Franzose im Vereine mit treulosen Reichsständen alles zu vernichten drohten, verhältnissmässig viel erreicht hat.

Von nicht geringem Belange ist es endlich, dass er im Jahre 1636 die Wahl seines vortrefflichen Sohnes zum römischen Könige durchsetzte. Um einen glücklichen Ausgang in dieser Sache zu erlangen, hatte der Kaiser nebst seiner Gemahlin das Gelübde von *zwei Wallfahrten* gemacht, die eine zu der Kirche unserer l. Frau auf dem Bogenberge bei Regensburg, die andere nach *Mariazell*. Diese letzte konnte er nicht vollenden, da er bald nach der Wahl und Krönung seines Sohnes starb; aber er empfahl noch auf seinem Todtenbette seiner Gemahlin die Ausführung derselben. Am 22. Dezember 1636 wurde sein Sohn Ferdinand auf dem Reichstage zu Regensburg mit Stimmeneinhelligkeit zum römischen König gewählt; es sollte die letzte Freude sein, die Gott dem edlen Kaiser in diesem Leben bereitet hatte.



## Herrschertugenden.

Man pflegt zu sagen, die Tüchtigkeit des Herrschers zeige sich vor allem in der Wahl jener Männer, die ihn berathen und seine Befehle ausführen. Es wurde im Lauf der Geschichte Ferdinands gezeigt, welche Klugheit und welchen Scharfblick er diesbezüglich bewiesen hat, wie er mit den besten, tüchtigsten Männern sich umgab, angefangen von seiner Regierung in Innerösterreich bis zur vollendeten Entfaltung seiner Kaisermacht. Ferdinand selbst pflegte in seiner Noth zu sagen: So lange ich in meinem Reiche drei *Steine* (Waldstein, Lichtenstein, Dietrichstein) und drei *Berge* (Eggenberg, Verdenberg, Questenberg) habe, fürchte ich keine Drangsal.“ Waldstein galt so viel beim Kaiser, dass dieser seinem General erklärte: „Nächst Gott und seiner gebenedeiten Mutter ist mein ganzes Vertrauen auf E. L. gestellt.“ Edlen Naturen ist es eigen, dass sie in dem Vertrauen, welches sie dem Verdienste einmal geschenkt haben, nicht leicht wankelmüthig werde.

So kam es, sagt mit Recht Hurter, dass die Redlichkeit des Kaisers der Verschlagenheit des Herzogs von Friedland nicht gewachsen war, und dass das Herz Ferdinands über seinen Scharfblick den Sieg davon trug. Auch in den kirchlichen Angelegenheiten, in dem grossen Reformationswerk verstand der Monarch es vortrefflich, die tüchtigsten Männer, die besten Mittel und Wege auszuwählen, wie wir bereits gezeigt haben. Wenn aber von *Herrschertugenden* die Rede ist, so handelt es sich vorzüglich um den Character und die ganze Willensrichtung, und da stellte einst der König *Kanut der Grosse* folgende Forderungen an einen guten Regenten: derselbe müsse möglichst gerecht, Vater des Christenvolkes, in seiner Obhut über dasselbe Stellvertreter Christi sein; er müsse dem Christenthume von ganzem Herzen zugethan sein, das Heidenthum fliehen, die Kirche Gottes ehren und schützen, das christliche Volk in der wahren Lehre erhalten und in Frieden

einigen. Sieben Dinge ziemen einem *gerechten* Könige: 1) dass er durch Gottesfurcht sich auszeichne; 2) jederzeit Gerechtigkeit übe; 3) vor Gott demüthig sei; 4) strenge gegen das Böse sich bewähre; 5) stets zu helfen sich bereit zeige; 6) die Kirche Gottes fördere und im Frieden erhalte; 7) Freunde und Feinde nach gleichem Gesetz behandle.

Es ist nun auf den ersten Blick klar, dass der Kaiser diesen Anforderungen in eminenter Weise entsprochen habe. Wie jeder Mensch auf Erden sich für Gott entscheiden und für Gott leben muss, so war es des Kaisers feste Überzeugung, dass zumal der Regent nicht bloss persönlich Gott dem Herrn die Ehre geben muss, sondern alle ihm anvertrauten Länder und Völker zu dem gleichen Ziele hinführen muss. Denn der Zweck des Staates, welcher die öffentliche, zeitliche Wohlfahrt im Auge hat, kann und darf dem eigentlichen ewigen Ziele des Menschen nicht nur nicht hinderlich sein, sondern muss sogar zur Erreichung desselben förderlich sein. Ferdinand wusste, was er Gott danke, der ihn über Millionen von Menschen erhoben hatte; und alles was er Gott dem Herrn im Krönungseid gelobt hatte, stand als Lebensaufgabe unabweislich vor seinen Augen. Daher versicherte er schon gleich nach seiner Krönung zum römischen Kaiser: „*Nicht zur eigenen, sondern zu Gottes Ehre* habe er die Krone angenommen, und zugleich zur Förderung des allgemeinen Wohles; hätte er diesen Zweck nicht vor Augen gehabt, so würde er seiner Erwählung niemals zugestimmt haben.“ Ferdinand hatte eben fortwährend die unumschränkten, absoluten *Rechte Gottes* vor Augen, und gab Gott was Gottes ist: nur so konnte er billiger Weise verlangen, dass man dem Kaiser gebe, was des Kaisers ist. „Nie und nimmer“, ruft er daher den Protestanten zu, wo er unterzeichnen soll, was den Rechten Gottes entgegen und der katholischen Religion schädlich war. Dies ist nämlich der erste und bedeutendste Theil der Tugend der *Gerechtigkeit*, Gott dem Herrn das Seine zu geben; und das that Ferdinand. Daher seine strengen Gesetze gegen Gotteslästerungen und gegen directe Verunehrungen Gottes; daher seine Sorgen und Bemühungen für den wahren Glauben und die Rückkehr seiner Völker in die katholische Kirche; daher seine *öffentlichen* Gebete, Gelübde, Wallfahrten, Processionen, um dem ewigen Könige der himmlischen Heere den Tribut des Dankes, der Huldigung, der Sühne und der Bitte darzubringen; daher aber auch sein *unbegrenztes Gottvertrauen*, und die unerschütter-



liche, auf Gottes Güte und Vorsehung begründete Ueberzeugung: Österreichs Stern werde nicht erbleichen. Denn wer Gottes Rechte vertheidigt, dessen Rechte werden auch von Gott geschützt. Weder Unglück konnte deshalb ihn entmuthigen, noch Glück ihn zur Selbstüberhebung verleiten.

Als der Kaiser sich von dem verrätherischen Vorgehen Waldsteins immer mehr überzeigte, und seine Besorgniss wegen des Ausganges der Sache stets zunahm, liess er im St. Stefansdom in Wien öffentlich das hl. Sakrament aussetzen und machte zugleich das Gelübde einer grossen Stiftung in Wien. Und als im gleichen Jahre 1634 ihm über den glänzenden Sieg seines Sohnes bei Nördlingen berichtet wurde, rief er aus mit den Worten des Marianischen Hymnus: „Grosses hat an uns gethan, der da mächtig ist! Ich aber werde in meiner Einfachheit beharren, und fortan noch demüthiger mich beweisen, als bisher.“ Ist wohl je in der Welt eine Siegesnachricht von einem Herrscher mit solcher Hingebung an den Herrn der Heerschaaren vernommen worden?

Wer Gott dem Herrn die Ehre gibt und seine Rechte nicht antastet, wird auch der Mutter Gottes die gebührende Verehrung nicht versagen. Nichts galt dem Kaiser Ferdinand nach Gott höher, als die hehre Gottesmutter, und nicht bloss er selbst, auch seine Kinder, seine Länder, seine Völker, seine Heere sollten sich zum Dienste der Himmelskönigin bekennen. Unter ihrem Banner sollten seine Heere kämpfen: deshalb wurde das Heeresbanner mit dem Bilde Marias versehen, und selbst in Befehlen an die Armee gab er der Gottesmutter den Titel der Generalissima. Vergehen gegen die Ehre der Himmelskönigin straffte er gleich Hochverräthern und Majestätsverbrechern. Als er die Nachricht erhielt, dass kaiserliche Soldaten eine Marienkirche geplündert hätten, schrieb er sofort eigenhändig an den Oberst der Truppe: „Geliebter Graf! Durch reisende Kaufleute haben wir heute Dir schriftlich Nachricht gegeben, welche Ausschreitungen und Schandthaten meine Soldaten gegen ein Bild der gebenedeiten Jungfrau und gegen das hl. Sakrament verübt haben sollen. Aus dem beiliegenden Briefe wirst Du das Nähere erfahren. Theurer Graf! Du weisst recht gut, wie viele Gnaden und Siege ich aus der Hand Gottes durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau, meiner Generalissima, erhalten habe. Wenn meine Soldaten von derartigen Schandthaten nicht ablassen wollen, so ist Gefahr, dass ich statt Gnaden nur Züchtigungen zu erwarten habe. Wisse hiemit,

dass es mein entschiedener Wille und strengster Befehl ist, dass Du die Sache auf das sorgfältigste untersuchest und die Schuldigen ohne alle Rücksicht auf das strengste bestrafst. Handle, wie ich es von einem Militär erwarte, dem an der Gunst seines Kriegsherrn etwas liegt.“

Ferdinand übte die Tugend der Gerechtigkeit, indem er zuerst Gott selber und seiner Mutter und all dem, was göttlich ist und heisst, seine Rechte gab und gewährleistete; aber er war auch gerecht den Menschen gegenüber, ein gerechter Monarch. Und hier haben wir vor allem darauf hinzuweisen, dass er die Gerechtigkeit, nicht aber den *Opportunismus und Machiavellismus zur Basis seiner ganzen Politik* machte. „Ein achzehnjähriges Regentenleben, bemerkt Hurter, wirft in Ferdinand II. volles Licht auf die spätere Professorenlüge, Österreichs Herren hätten über dem Gedanken gebrütet, Deutschland in ein Erbstück zu verwandeln. Man wolle der Weise gedenken, wie Ferdinand den Einleitungen des Herzogs von Friedland zu Entwürfen, um eine solche Umwälzung anzubahnen, entgegentrat“ (und zwar i. J. 1630 dicht vor der ersten Entlassung Waldsteins). Auch ist der Geschichtslüge entgegenzutreten, als habe Ferdinand die Sorge als Regent mehr seinen eigenen Ländern zugewendet mit Beeinträchtigung seiner Stellung als Oberhaupt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Selbst seinen frühen Tod hat er sich in der Obsorge für Deutschland geholt, als er die Wahl und Krönung seines Sohnes Ferdinand III. endlich erreichte: „Das Reich bedarf Meiner nicht mehr, sprach er todeskrank, es ist jetzt mit einem fürsorglichen Herrn versehen.“ Zugleich bemerkte er, nicht darüber freue er sich, dass sein Sohn einst auf dem Kaiserthron sitzen werde, sondern weil denselben ein solcher Regent einnehmen werde, der die Ehre Gottes, die Verbreitung der katholischen Religion, das Heil des Vaterlandes und der Unterthanen zur Richtschnur seines Regierens machen werde; dies seien die einzigen Grundlagen einer wahren Politik. Von Anfang an war es Ferdinands Grundsatz als Regent: „Zweck aller Klugheit und Staatskunst ist, Gottes Ehre und Reich zu erhalten und zu erweitern.“ Daher wunderte er sich, dass es Fürsten geben könne, die *mit Intriguen* regierten und anders sprächen als dächten; das sei weder adelig, noch königlich, noch christlich. „*Es ist eine grosse Thorheit, Königreiche, die nur Gott verleiht, durch Mittel zu festigen, die Gott hasst.*“ Solche Gedanken, solche Worte, die einem Heiligen geziemen, erheben

den edlen Habsburger Fürsten thurmhoch über die meisten seiner Zeitgenossen; manche von ihnen mochten genial veranlagt sein, wie Gustav Adolf und Richelieu, aber Kaiser Ferdinand ist ein christlicher Charakter.

Wie in seiner äusseren, so war in seiner innern Politik, bei Gesetzen, bei Verordnungen, bei Strafen stets die erste Frage, ob es der Gerechtigkeit nicht entgegenstehe. Als er sich gezwungen sah, dem Dänen- und später dem Schwedenkönige ein eigenes Heer unter Waldstein entgegenzustellen, wurden von den Reichsständen manche Beschwerden darüber erhoben; er antwortete jedoch dem Kurfürsten von Sachsen darauf, dass er durch seine Anordnungen den Beweis gegeben habe, wie weit er davon entfernt sei, das Reich durch sein Kriegsvolk zu belästigen; *die Uneinigkeiten der Reichsstände* seien Schuld an dem erfolglosen Ausgang der Reichstage. Der Gerechtigkeitssinn des Kaisers hätte auch irgend welches Unrecht keineswegs zugegeben, so dass er sogar seinen Feldherrn Waldstein zum grössten eigenen Schaden entliess. „Lieber sterben, als jemandem Unrecht thun“, so hörte man oft aus seinem Munde, und seine zarte Gewissenhaftigkeit hinderte ihn, irgend welcher Rechtsverletzung wissentlich sich schuldig zu machen oder durch Ansehen der Person sich bestimmen zu lassen. Daher war es seine Gewohnheit, bei allen wichtigen Geschäften seinen Beichtvater oder einen Priester zu Rathe zu ziehen. Forderte Recht und Gerechtigkeit ein entschiedenes Auftreten, eine feste Hand in der Durchführung der Verordnungen, so finden wir in dem Monarchen mit dem Rechtssinne auch die Kraft und Tugend der Tapferkeit vereint, wie es das Restitutionsedict und seine Religionsdecrete beweisen. Aber auch hier finden wir *Gerechtigkeit und Festigkeit mit Milde und Güte* gepaart. Nein, das Bild des Kaisers Ferdinand ist nicht jenes eines „Fanatikers“, sondern das Bild eines echt christlichen, katholischen, gerechten, einsichtsvollen, milden und gütigen, energischen, gottbegnadeten und gottgesegneten Monarchen.



### Aus Kaiser Ferdinands Privatleben.

Einige Züge aus dem Privatleben des Kaisers werden das Bild des Marianischen Sodalens auf dem Kaiserthron noch vervollständigen, obwohl sich aus den lichten Zügen des öffentlichen Lebens leicht auf das verborgene innere Leben Ferdinands schliessen lässt. Es ist für jeden Menschen von wesentlicher, entscheidender Bedeutung, wie sein Verhältniss zu Gott ist. Wenn Ferdinand als Herrscher die Ehre Gottes als Lebensziel verfolgte und versicherte: „Nicht zur eigenen, sondern zu Gottes Ehre habe er die Krone angenommen, anbei zur Förderung des gemeinen Nutzens“, so wissen wir schon daraus, dass er auch sein Privatleben in den Dienst Gottes stellte, darnach seine Tagesordnung eintheilte, und besonders seinen religiösen Uebungen und Pflichten mit der grössten Treue und Gewissenhaftigkeit oblag. Die Lebensweise des Kaisers war einfach und streng geregelt. Er pflegte nie mehr als sieben Stunden zu schlafen. „Beim Erwachen in der Früh sprach er ein kurzes Gebet, brachte dann an einem kleinen Altar in seinem Schlafgemach eine volle Stunde in Gebet und Betrachtung zu, schloss zuletzt mit sieben Vaterunser und Ave Maria für seinen Erstgeborenen, und küsste dann noch zu Ehren der heiligen fünf Wunden Jesu den Boden fünfmal. Hieran hinderten ihn weder Reisen noch Unpässlichkeit. Vom Schlafgemach begab er sich in die Kapelle, um zwei heiligen Messen beizuwohnen.“ (Hurter.)

„Bevor er abends sich niederlegte, widmete er wieder eine halbe Stunde dem Gebete und der Selbsterforschung. Hatte er in den letzten Jahren seines Lebens nicht selten mit dem Schlaf zu kämpfen, so ermahnte ihn wohl die Kaiserin, er solle sich nicht

solche Gewalt anthun und lieber zu Bette gehen; „soll ich mich schlafen legen wie ein unvernünftiges Thier“, war seine Antwort.“

Das ganze Leben des frommen Fürsten war von der Religion, von der Ehrfurcht und Liebe zu seinem Schöpfer und Herrn durchwoben; dies war die Atmosphäre, in der er sich bewegte; sein Reden und Thun war ein beständiges Zeugniß für die Lebendigkeit und Kraft seines Glaubens, für seine Hingabe an Gott und seinen Eifer für Gottes Verherrlichung. Auch pflegte er täglich ein Capitel aus der „Nachfolge Christi“ zu lesen, um den religiösen Sinn in sich zu nähren, oder sonst ein geistliches Buch, und er bekannte, das „Leben der Heiligen von Surius“ (7 Bände) sechsmal gelesen zu haben. Nicht selten widmete er untertags ausser den gewöhnlichen Uebungen noch einige Minuten, eine viertel, eine halbe Stunde der Erforschung seiner selbst und dem Gedanken an Gott, und dies geschah auch auf der Jagd, so dass selbst die Stunden der Unterhaltung geheiligt wurden. Es wurde schon gesagt, mit welchem auferbauenden Eifer Ferdinand öffentlich an Processionen sich betheiligte, den Rosenkranz der seligsten Jungfrau in der Hand. Als bei solcher Gelegenheit eine fürstliche Persönlichkeit mit ihm ein Gespräch anknüpfen wollte, brach er ab mit den Worten: „Hier haben wir jetzt an Anderes zu denken.“ Sah man sonst selten den Kaiser in der Stadt zu Fuss, so doch immer bei Processionen und Bittgängen, ein Windlicht in der Hand haltend, mochte auch der Regen noch so heftig herabströmen. Da er einmal den einen Arm in der Schlinge tragen musste, rieth man dem Kaiser, ohne Licht mitzugehen. „Habe ich denn nicht eine zweite Hand,“ erwiderte er, „um mit dieser Gott zu dienen?“ Bei der Procession des Jubeljahres, das Papst Urban VIII. um Abwendung der schwedischen Drangsale ausgeschrieben, trat eine solche Witterung ein, dass man dem Kaiser rieth, zu Hause zu bleiben oder wenigstens einen Wagen zu gebrauchen. Aber Ferdinand liess sich durch nichts zurückhalten, weder durch den Regen, der seine Kleider ganz durchnässte, noch durch den Strassenkoth, und das Volk war dadurch so ergriffen und erbaut, dass es allgemein hiess: „Heute hat des Kaisers Demuth den siegestolzen Hochmuth des Schwedenkönigs überwunden.“ So erklärt es sich auch, dass ein kaiserlicher Heerführer sagte: „Mir ist es lieber, wenn der Kaiser einmal einer Procession betend beiwohnt, als wenn er mir ein Regiment Soldaten zustellt.“

Die dem Habsburgerhause *traditionelle Verehrung des heil. Altars-Sacramentes* findet sich auch bei Ferdinand in besonderer Weise. Das Beispiel seines grossen Ahnherrn nachahmend, grüsste er kniend auf der Strasse das heilige Sacrament, wenn der Priester es zum Kranken trug, und begleitete dasselbe, sei es zur Kirche zurück, sei es zum Kranken, den er durch geistliche und nöthigenfalls auch durch leibliche Liebeswerke tröstete.

Nicht blos an allen Sonntagen, sondern auch an den Festtagen empfing der Kaiser *die heilige Communion*. An den Vorabenden dieser Tage und den Samstagen kehrte er daher stets frühzeitig nach Hause, um der Vesper-Andacht beizuwohnen und sich vorzubereiten auf den Empfang der Sacramente; kein Vergnügen, auch nicht die Jagd, hinderte ihn daran; ausserdem übte er jeden Vorabend vor der Communion beim Abendessen ein Werk der Abtödtung. Vor der heiligen Beicht bat er seine Gemahlin jedesmal um Verzeihung wegen etwaiger Fehler, und bereitete sich mit grossem Ernst und Eifer auf das Buss-Sacrament vor. Seinen Beichtvater wollte er auf allen seinen Reisen immer bei sich haben, und er pflegte zu sagen, die Gegenwart desselben sei ihm so lieb, wie die eines Schutzengels. Ueberhaupt hatte der Kaiser vor dem Priester wegen seiner Würde und Weihe, als Diener des Heiligthums und des Allerhöchsten, die grösste Achtung, und duldete nicht, dass Priester ihm weltliche Dienste erwiesen; ebensowenig liess er sich von einem Priester die Hand küssen, so gern er jedem Priester die Hand reichte, der sich ihm nahte. Dieses ist ein Zeichen des Wohlwollens — sagte er — jenes ein Beweis der Ehrfurcht. Er grüsste jeden Priester, der ihm begegnete, ehrerbietig und sagte einst: „Wenn zu gleicher Zeit und an gleicher Stelle ein Engel und ein Priester ihm begegnen würden, so würde er vor allem dem Priester, und dann erst dem Engel die gebührende Ehre erweisen.“ Um so grösser war die Ehrfurcht des Kaisers gegen den Statthalter Christi, und kein Tag ging vorüber, wo er nicht insbesondere für das Oberhaupt der Kirche betete.

Bei dieser Verehrung, die er allem Ueberirdischen entgegenbrachte, erklärt sich sein Urtheil über die Nichtigkeit des Irdischen, selbst über den Glanz der Krone. Er erkannte einerseits in der Herrschermacht eine grosse Gnade Gottes, die ihm zugleich mit der hohen Stellung auch strenge Pflichten auferlege; andererseits



liess er sich nicht blenden durch den äusseren Schein; alle königliche Herrlichkeit, sagte er bei der Krönung seines Sohnes, komme ihm vor wie ein Schauspiel. Er habe bisweilen den Komödien der Studenten zugesehen, jetzt der Krönung seines Sohnes. Zwischen diesen und jenen Komödianten finde er nur den Unterschied, dass jene bloss einige Stunden, die Könige aber einige Jahre hindurch regierten. Nicht in der Sache, einzig in der Zeitdauer sei der Unterschied.“

In ganz besonderer Weise verehrte Ferdinand *die hehre Gottesmutter*, nicht bloss als seine Beschützerin und Herrin, sondern auch als himmlische Mutter. Jeden Tag verrichtete er bestimmte Gebete zu ihrer Ehre: den Rosenkranz, die lauretanische Litanei und noch eine andere Litanei, die Tagzeiten und viele kleinere Gebete, Sprüche und Stossgebete; selbst in der Nacht, so er erwachte, pflegte er zu sagen: „Maria, Mutter der Gnade, Mutter der Barmherzigkeit, beschütze uns vor dem Feinde und nimm uns auf in der Todesstunde. Erzeige dich als Mutter.“ Im ganzen Reiche bestand keine fromme Bruderschaft zu Ehren der Muttergottes, in welcher er sich nicht hätte eintragen lassen, und welcher nicht auch seinem Beispiele gemäss seine Gemahlin und seine Kinder beigetreten wären. Er unternahm oft Wallfahrten zu den berühmten Heiligthümern Marias, besonders Mariazell und Altötting, und so oft ein wichtiges Geschäft zur Verhandlung kam, gelobte er eine Wallfahrt und ein bedeutendes Weihgeschenk; so konnte er sagen: „Nehabe ich die heilige Jungfrau um etwas angefleht, das ich nicht erlangt hätte.“ Einem seiner rebellischen Unterthanen gab er vollständige Verzeihung unter der einzigen Bedingung, das Gnadenbild von Alt-Bunzlau, welches in dessen Besitze war, zurückzustellen. In ähnlicher Weise pflegte der fromme Fürst auch die Andacht gegen alle Heiligen des Himmels, deren Litanei er täglich betete. Insbesondere verehrte er den heiligen Ignatius und Xaverius, deren Heiligsprechung er in Rom wiederholt betrieben hatte. Als die Canonisation im Jahre 1623 durch Gregor XV. geschehen war, erbaute der Kaiser, unter allen der Erste, zu Ehren dieser Heiligen in Wien eine Kirche.

Wer in so vorzüglicher Weise seine Pflichten gegen Gott erfüllt und die Tugenden des Glaubens und der Religion in solchem Grade besitzt wie Kaiser Ferdinand, der wird ohne Zweifel auch die übrigen christlichen Tugenden der *Nächstenliebe* und der *Selbstüberwindung* pflegen. So finden wir bei dem frommen Kaiser



nicht bloss grosse Mässigkeit in Speise und Trank, da er sich bei Tisch mit gewöhnlichen Speisen begnügte und oft fastete, sondern auch eine aussergewöhnliche Strenge gegen sich. „Er besass die ausgezeichnetste Eigenschaft eines Regenten in seiner ungemeinen Thätigkeit.“ Der Obersthofmeister Meggau bezeugte, immer habe er den Kaiser, so oft er dessen Zimmer betrat, entweder lesend, oder schreibend, oder betend, oder Audienzen ertheilend gefunden. Wenn er oft dem Vergnügen der Jagd sich hingab, so geschah es niemals auf Kosten der Geschäfte, sondern mit Rücksicht auf die Gesundheit und auf den Befehl des Arztes, da es zumal in Ferdinands Augen das „unschuldigste“ Vergnügen war. Dem Schlaf gestattete er nur so viel Zeit, als nothwendig war. Nicht selten trug er unter den kaiserlichen Gewändern ein härenes Kleid, und nach seinem Tode fand man eine Geissel, die mit seinem Blute gefärbt war. Insbesondere rühmt man an Ferdinand, dass er die Tugend der *Keuschheit* als die schönste Zierde des Menschen gepflegt habe, und darum seine Sinne streng bewacht, weder sich selbst jemals ein unreines Wort gestattet, noch geduldet habe, dass in seiner Gegenwart Anstössiges geredet oder auf der Bühne aufgeführt werde. „Ich hasse es,“ sagte er, „unter meiner Dienerschaft Slaven der Unzucht zu haben,“ und den Theaterspielern liess er bedeuten, dass er die Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit in der Komödie über alles beobachtet wissen wolle.

Von seiner Liebe und Anhänglichkeit an seine Eltern war bereits oft die Rede. „Ich bin dies,“ pflegte er zu sagen, „der Verehrung meines frommen Vaters schuldig.“ Auch ist bekannt, wie hoch er noch als Regent seine Mutter schätzte, mit welchem Vertrauen er ihr Wort befolgte, mit welcher Liebe er ihr bis zum eigenen Tode ergeben war, so dass er sein Herz bei ihren leiblichen Ueberresten beisetzen liess. Dieselbe *Liebe* bewies er seinen Geschwistern und besonders seinen beiden Gemahlinen; für die erste liess er nach ihrem Tode täglich die heilige Messe lesen; die zweite, Eleonore, überlebte den Gemahl um 19 Jahre und starb 1655. Das Familienleben des Kaisers war ein ausserordentlich schönes, nicht bloss in glücklichen Tagen, sondern auch in den Tagen der Heimsuchungen und Leiden, wo sich alle Mitglieder der kaiserlichen Familie durch gegenseitige Liebe und Opfer zu trösten suchten. Nur vier Kinder überlebten den Vater: *Kaiser Ferdinand III.* sein Nachfolger, *Erzherzogin Maria Anna*, *Erzherzogin Cäcilia Renata*, *Erzherzog Leopold Wilhelm*. Da Letzterer schon in der Jugend das

geistliche Gewand trug, wurde er scherzweise von seinen Schwestern das „Pfäfflein“ genannt, und es zeigt sich in diesem Tone der Briefe das herzliche Verhältniss, das zwischen den Geschwistern bestand. „Ich befinde mich wohl,“ schreibt die Erzherzogin Renata aus Prag, „wenn es nur meinem lieben Pfäfflein auch so geht. Kommen doch Euer Liebden bald heraus, sonst will ich mit der Ofengabel hineinfahren und Euer Liebden bei Ihrem langen Rocke herumzerren.“ Das grösste Gewicht legte der Kaiser auf eine tüchtige *Erziehung seiner Kinder* und ernannte die zuverlässigsten Personen zu deren Erziehern. Wie er selbst einst die Schule der Jesuiten besuchte, so sollten auch seine Söhne von den Vätern der Gesellschaft Jesu unterrichtet werden. Auch wählte er sich und seinen Kindern Priester aus dem Jesuitenorden zu Beichtvätern und Hofpredigern, und wollte, dass sie für seine Familie täglich die heilige Messe am Hofe lesen. Die Hofhaltung des Kaisers war einfach und die Ausgaben betrugen unter ihm hunderttausend Gulden weniger, als zu Zeiten Rudolf II., der nicht verheiratet war. Dadurch gewann der Kaiser sowohl, wie seine fromme Gemahlin erhebliche Gelder für Stiftungen und wohlthätige Zwecke, zur täglichen Uebung der Werke der Nächstenliebe. Sein Grundsatz war: *Grossen Fürsten gebührt es, reiche Wohlthaten zu spenden*. „Es ist erstaunlich, mit welchen Gnadengaben er seine hervorragendsten Feldherren, seine bewährtesten Geschäftsträger, kirchliche Institute und Personen bedachte.“ Es gibt keinen geistlichen Orden, welcher der Liebe des Kaisers nicht mit Recht sich rühmen könnte und seine Gunst nicht erfahren, und er pflegte zu sagen, ihnen und ihrem Gebete verdanke er den besonderen Schutz Gottes. Vor allen liebte er den Jesuitenorden, und es war allgemein bekannt, dass, wer die Gesellschaft Jesu angreife, auch den Kaiser verletze. Seinem Sohne Ferdinand empfahl er im Jahre 1634, als derselbe ins Feld zog, die Jesuiten „abermal und abermal“; „beschütze sie nicht minder gegen ihre erklärten Feinde, als gegen falsche Freunde.“ Ferdinand gründete ihnen gegen 25 Häuser in den verschiedensten Städten seiner Reiche. In gleicher Weise erfreuten sich Gelehrte und Studierende einer besonderen Berücksichtigung des Regenten; bei Verleihung von Stellen bevorzugte er Wissen und Verdienst; für arme Studierende stiftete er viele Seminarien und das Convict in Olmütz. Diese Neigung zum Wohlthun kam auch den Armen sehr zustatten. Er spendete theils mit eigener Hand, theils

durch andere reichliche Almosen; überall, wo er sich zeigte, strömten Arme zusammen, und da man sie zurückhalten wollte, meinte er: „*An dem Orte, wo sich Arme befinden, kann Gott nicht fern sein*“. In ähnlicher Weise sorgte er für die Kranken, unterstützte sie und liess Spitäler erbauen. Als man beantragte, einen kränklichen Diener zu entlassen, da er ihn nimmer bedürfe, entgegnete der Kaiser: „Vielleicht aber bedarf er meiner; vielleicht ist er arm“.

Diese wenigen Züge aus dem Leben dieses frommen Regenten genügen, um ihn allen Ständen ebenso zum Gegenstande der Bewunderung wie der Nachahmung zu machen.



## Gottseliges Ende des Kaisers Ferdinand.

Seit dem Jahre 1634 fing der Kaiser an, zu kränkeln. Es war das nämliche Jahr, in welchem die Katastrophe mit Waldstein erfolgte und Ferdinand, König von Ungarn, als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee, den herrlichen Sieg bei Nördlingen erfocht, der zum Prager Frieden führte. Nach dem Friedensabschlusse berief der Kaiser die Kurfürsten für das Jahr 1636 nach Regensburg zu einer Berathung und hauptsächlich zu dem Zwecke, um die Wahl des römischen König sendlich zu verwirklichen. Monatelang war der Kaiser in Regensburg anwesend; dennoch zogen sich die Verhandlungen in die Länge, bis am 8. November 1636 ein schwerer Krankheitsanfall den Kaiser mehrere Stunden des Bewusstseins beraubte, und die Besorgniss eintrat, er werde die Nacht nicht überleben. Jetzt beeilte man sich, die Wahl des Nachfolgers zu vollenden, und am 22. December hatte der Kaiser, der sich inzwischen wieder erholt hatte, die Freude, seinen Sohn als Nachfolger in der Kaiserwürde begrüßen zu können. Nachdem er auch dessen Krönung zum römischen Könige, sowie der Krönung der Gemahlin desselben noch beigewohnt hatte, verliess er, matt und schwach, am 27. Jänner 1637 Regensburg. Die Reise nach Wien ging anfangs gut von statten, doch fühlte Ferdinand sich so schwach, dass er seinen Beichtvater fragte, ob er nicht seine Tagesordnung, eine Stunde sogleich beim Aufstehen dem Gebete zu widmen, ändern könne, da es ihm zu schwer falle, um 4 Uhr aufzustehen. Das Unwohlsein nahm zu, und so beschleunigte man die Reise; der feierliche Empfang in Wien wurde abbestellt: „Versparet dies für den römischen König, der bald eintreffen wird,“

tanten; alle waren überzeugt: es sei ein Kaiser gestorben, dem an Heiligkeit, Andacht, Gerechtigkeit und Milde zu allen Zeiten wenige gleichkamen.

Der Leichnam des Kaisers wurde nach Graz übertragen, da Ferdinand angeordnet hatte, ihn neben seiner verstorbenen, ersten Gemahlin zu bestatten, sein Herz aber am Grabe seiner Mutter beizusetzen. Wie im ganzen Reiche, so war besonders in Graz die Trauer um den geliebten Monarchen eine ausserordentliche; die Trauerfeierlichkeiten dauerten mehrere Tage. Ueber dem Hochaltar und Katafalk war das kurze, aber sinnreiche Chronogramm angebracht:

*„Ferdinandus secundus, pie vixit et pie obiit.“*

So möge denn das lichtvolle Bild des Kaisers Ferdinand II., wie schon zu seinen Lebzeiten, so auch heute noch alle Stände und jedes Alter, besonders die Marianischen Sodalen, zur Übung jeglicher Tugend und zu thatkräftigem Wirken ermuntern, und der Ausspruch Eggenberg's sich erfüllen, dass die Dynastie Habsburg und ihre Länder sowohl, als die katholische Kirche überhaupt einen neuen Fürsprecher und Heiligen im Himmel gewinne.



DOL D

UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY



3 9424 02197 2788

